1,50 DM / Band 157
Schweiz Fr 1,70 / Österr. S 12,-

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Wer mit Gedanken töten kann



Belgien F 28 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 Lm. / Spanien P 65



Wer mit Gedanken töten kann

John Sinclair Nr. 157

von Jason Dark

erschienen am 07.07.1981

Titelbild von Celal

Sinclair Crew

Wer mit Gedanken töten kann

Er hockte in der Spitze einer mächtigen Fichte und schaute hinunter in das schmale Tal.

Dort wurde ein gigantischer Kampf ausgefochten. Weiße gegen schwarze Magie. Gut gegen Böse! Magische Strahlen trafen aufeinander, wollten sich gegenseitig vernichten, zwischen dem rot der flammenden Steine zuckte eine blaue Insel auf, eine kleine Enklave inmitten der dichten, prallen Magie des Kreuzes und der Steine. Vier Wesen hatten dort ihren Schutz gefunden. Asmodina, die diese Insel erschaffen hatte, Dr. Tod, Lupina und Vampiro-del-mar. Und sie schafften es. Sie entkamen den mörderischen Strahlen. Aber einer blieb zurück, den hatten sie vergessen…

Tokata, der Samurai des Satans.

Er saß nach wie vor in der Krone der Fichte und schaute über die anderen Gipfel der Bäume hinweg. Dabei sah er seine Feinde, die er so gern vernichten wollte.

John Sinclair an der Spitze, dann diesen verfluchten Chinesen, der ihn im Wald genarrt hatte und entkommen war. Auch Myxin, der kleine Magier, war wieder frei. Er lief sofort auf die schwarzhaarige Kara zu, die, am Boden hockend, mit dem Rücken gegen einen Stein lehnte.

Das Sinclair-Team feierte seinen Sieg. Selbst das konnte Tokata erkennen. Er sah das Lachen auf den Gesichtern der Menschen, und seine Wut wuchs.

Sie wurde zum rasenden Hass.

Ein dumpfes Ächzen drang hinter der Maske hervor. Dazwischen keuchende Laute und erstickte Wutschreie. Das alles nicht nur, weil das Sinclair-Team Sieger geblieben war, sondern auch wegen seiner Freunde. Sie hatten ihn im Stich gelassen.

Tokata war enttäuscht.

Enttäuscht und rachsüchtig!

Plötzlich konnte er nicht mehr anders. Ein gellendes, schauriges Gelächter drang aus seinem Maul. Es hallte weit über die Bäume und fiel hinunter ins Tal, wo es als gänsehauterzeugendes Echo weiterrollte.

Der Samurai konnte sich nicht beherrschen. Es hatte einfach raus gemusst. Er wollte den anderen zeigen und auch beweisen, dass mit ihm, Tokata, noch zu rechnen war.

Und wie!

Die anderen hörten das Gelächter sehr wohl. Tokata sah, wie sie zusammenzuckten. Jetzt würden sie Angst bekommen, das sollten sie auch. Sie sollten wissen, dass er noch da war und nicht aufgegeben hatte.

Nachdem auch das letzte Echo verrollt war, duckte sich Tokata zusammen und stieg aus der Krone des Baumes. Kleinere Äste und Zweige brachen unter seinem Gewicht. Das machte Tokata nichts. Er ließ sich einfach fallen.

Mit einem dumpfen Aufprall landete er am Boden. Sekundenlang blieb er dort hocken und schaute sich um.

Weiter oben blinkte Metall. Das waren die Reste des abgestürzten Hubschraubers, mit dem Sinclair und seine Freunde angekommen waren. Auch diesen Absturz hatten sie überlebt, obwohl sie nur Menschen und keine Dämonen waren.

Und auch Asmodina hatte sie nicht geschafft. Zwar nahm sie die Gestalt der Höllenschlange an, aber sie brachte es nicht fertig, John Sinclair zu besiegen. Sie hatte nur immens aufgeräumt und eine

regelrechte Schneise in den dichten Wald geschlagen.

Diese Schneise gereichte Tokata jetzt zum Vorteil. Scharf wandte er sich um und stieg den Hügel hoch. Er war kein Mensch mehr, ein Untoter, von einem teuflischen Leben beseelt. Er kannte keine Ermüdungserscheinungen, spürte weder Hunger noch Durst. Er würde immer laufen können. Und irgendwann würde er London erreichen, wo auch dieser John Sinclair und die anderen wohnten.

Er dachte aber auch an Dr. Tod, dem er seine Existenz verdankte. Tokata glaubte fest daran, dass Morasso ihn nicht im Stich lassen würde. Und dieses Wissen gab ihm Mut.

Doch die Zukunft sollte die Zeit der Rache werden…

***

Sehr hoch spannte sich ein strahlend blauer Himmel über das weite Land. Der Wind hatte ihn von den Wolken freigeblasen, und jetzt roch es tatsächlich schon nach Frühling. Die ersten Ginsterbüsche blühten auf, an vielen Bäumen und Sträuchern zeigten sich schon Knospen, die bald aufbrechen würden, um das junge Grün des Jahres von den wärmenden Sonnenstrahlen streicheln zu lassen.

Man konnte es nicht mehr wegdiskutieren — der Frühling zog über das Land.

Aber davon merkte der junge Mann nichts, der einsam und allein über die Landstraße schlenderte. Seine Schritte glichen denen einer Marionette. Er ging immer gleich, änderte nie das Tempo und legte so Meile um Meile zurück.

Die Straße war schmal, nur wenige Fahrzeuge befuhren sie, und der Asphalt war an zahlreichen Stellen aufgerissen, was auf den starken Winterfrost zurückzuführen war.

Bisher hatte noch niemand daran gedacht, die Schäden auszubessern.

Rechts und links der Straße wuchsen Bäume. Mal Apfelbäume, die sich mit Pappeln oder eben nur mannshohen Sträuchern abwechselten. Mal folgte ein Bach der Straße, dann führte sie selbst wieder über irgendein Rinnsal, und der einsame Wanderer musste die typischen steinernen Brücken überqueren.

Der junge Mann war auch durch zwei Dörfer gekommen. Er hatte mit keinem gesprochen und nicht einmal angehalten, er war so weitergewandert wie auch zuvor. Auch die Blicke hatten ihn nicht gekümmert. Vor allen Dingen die Frauen hatten ihn mit herabgezogenen Mundwinkeln nachgeschaut und hinter seinem Rücken flüsternde Bemerkungen gemacht.

All dies war ihm egal. Er wusste um seine Kraft, um seine Stärke und um seine Macht.

Ja, auch um seine Macht. Denn niemand konnte ahnen, welch unheimliche Kräfte in diesem jungen Mann steckten. Er war eine

lebende Zeitbombe.

Wie sollte man auch, wenn man so harmlos aussah, wie der einsame Wanderer.

Sein Alter war eigentlich schwer zu schätzen. Der junge Mann konnte 25, aber auch fünf Jahre älter sein: Zudem spielte es keine Rolle, auch das Aussehen nicht. Die schlaksige Figur, das fahlblonde gescheitelte Haar, das flache, etwas blasse Gesicht mit der kleinen Nase und den wie wässrig wirkenden Augen. Das Kinn floh etwas nach hinten und wies kaum Bartstoppeln auf, nur einen leichten hellen Flaum. Der junge Mann konnte sich rasieren, indem er einmal kräftig mit dem Handtuch über sein Gesicht rieb.

Er trug eine bläue, dreiviertellange Jacke aus derbem Stoff und eine graue Cordhose, der man es ansah, dass sie schon mehrere Male gewaschen war. Die Hände hatte der Mann in seinen Jackentaschen vergraben. Den Kopf hielt er etwas gebeugt, wenn er ging.

Insgesamt gesehen war er ein Typ, den man schnell vergaß.

Aber man würde ihn nicht vergessen…

Noch allerdings war alles völlig harmlos. Auch der Name sagte nichts. Jerry Peters. Ein Allerweltsname, wie er zu Hunderten im Londoner Telefonbuch stand.

Und doch gab es einige Leute, die Angst vor diesem Jerry Peters hatten. Sogar wahnsinnige Angst. Leute, die einen Grund hatten und nicht ahnten, wer da zu ihnen unterwegs war…

Noch lief Jerry Peters leicht gebückt über die Straße und kümmerte sich um nichts.

Ein Einzelgänger…

Er drehte sich auch nicht um, als in der Ferne ein sattes Brummen aufklang. Das Geräusch schallte über das flache Land, wurde lauter und auch unregelmäßiger.

Dann hatte es Jerry erreicht — und war vorbei.

Kurz nur hob der junge Mann den Kopf.

Vier Motorräder hatten ihn überholt. Keine schweren Maschinen, aber sehr wendige Japaner, die eine ziemlich hohe Geschwindigkeit erreichten, das wusste Jerry, denn früher hatte er solch einen Feuerstuhl mal gefahren.

Auf den Maschinen hockten drei junge Männer und ein Mädchen. Ihre langen, braunen Haare flatterten im Wind, und der gelbe Sturzhelm stand im scharfen Kontrast zu der dunklen Lederkleidung.

Die Straße führte wieder auf eine kleine steinerne Brücke zu, unter der ein etwa zwei Yards breiter Bach gurgelte und über zahlreiche Steine schäumte.

Jerry Peters wollte seinen Kopf schon senken, als er sah, dass die Rücklichter der vier Maschinen aufleuchteten.

Die Motorräder wurden abgebremst. Dicht hinter der Brücke kamen

sie zwar nicht zum Stehen, aber die Fahrer wendeten ihre Feuerstühle. Langsam fuhren sie zurück.

Nebeneinander jetzt.

Und sie stoppten genau auf der Brückenmitte!

Das Gefühl der Unruhe hatte Jerry Peters schon beim Wendemanöver ergriffen. Jetzt verstärkte es sich und wurde sogar zur Gewissheit…

Die vier wollten etwas von ihm!

Jerry seufzte. Warum ließen sie ihn denn nicht in Ruhe! Er wollte doch auch nichts von ihnen und sah keinen Grund, sie anzugreifen, obwohl — nun, er dachte nicht weiter darüber nach.

Die vier standen wie eine Wand. Sie hockten auf ihren Feuerstühlen, und die Beine stützten sie links und rechts der Maschinen ab. Die Visiere ihrer Sturzhelme hatten sie hochgeklappt, so dass sie den einsamen Wanderer besser anschauen konnten.

Sogar das Mädchen grinste. Dabei war es hübsch. Peters bedauerte, dass es sich in solch einer Clique bewegte. Nein, das hatte die Kleine sicherlich nicht verdient.

Normal war kein Durchkommen, das hatte Jerry längst gesehen. Und die Rocker schienen auf Gewalt aus zu sein.

Denn sie waren bewaffnet. Die Schlag und Stechinstrumente hatten sie an ihre dicken Gürtel gehängt. Da gab es nicht nur Knüppel oder Fahrradketten, sondern auch gefährliche, feststehende Messer.

Unter der gesperrten Brücke schäumte der Bach. Er führte ziemlich viel Wasser, dafür waren der Regen und die Schneeschmelze der letzten Wochen verantwortlich. Jerry hätte ihn durchqueren können, um so die Brücke zu umgehen, aber das hätte nichts genutzt. Er wäre nur nass geworden, und nach einer Durchquerung hätten sich die Kerle sicherlich mit ihm beschäftigen wollen, allein um vor dem Mädchen zu glänzen.

Nie hätte er mit dem Auftauchen solch einer Bande gerechnet. Er dachte, alles wäre friedlich verlaufen, doch nun mußte er es als einen Irrtum erkennen.

Noch fünf Schritte trennten ihn von der Brücke. Jerry Peters hielt den Kopf jetzt nicht mehr gesenkt, sondern hoch erhoben, und er schaute die Rocker an.

Kalte Augen erwiderten seinen Blick. In denen des Mädchens funkelte Spott.

Jerry Peters betrat die Brücke. Auf den letzten Yards stieg der Weg ein wenig an, um an der anderen Seite der Brücke wieder abzufallen.

Der junge Mann blieb stehen. Langsam hob er den Kopf, runzelte die Stirn und schaute die vier Rocker an.

»Darf ich bitte durch?« fragte er nach einer Weile.

Die Kerle grinsten. Und das Mädchen meinte: »Höflich ist er ja, das muss man ihm lassen.«

Der Kerl neben der Kleinen führte das Gespräch weiter. Er beugte sich vor. »Bleibt ihm auch gar nichts anderes übrig, unserem Streber da. Na, Muttersöhnchen? Hat man dich denn schon allein laufen lassen? Oder hast du etwa keine Angst?«

»Bitte ich möchte nur vorbei.«

»Kannst du.«

Jerry lächelte. »Es ist so nicht möglich. Ihr versperrt die Straße. Deshalb möchte ich…«

»Was sagst du? Wir würden die Straße versperren? Du bist wohl verrückt, Junge. Das hättest du nicht sagen sollen. Und dabei hatten wir vor, freundlich zu dir zu sein. Jetzt erhöhen wir den Brückenzoll. Zehn Pfund, wenn du durchwillst.«

Jerry Peters schluckte. »Wirklich zehn Pfund?«

»Klar.«

»Aber ich habe kein Geld.«

Da lachten die Rocker auf Kommando los. »Sag nur, dass deine Mummy dir nichts mitgegeben hat, Kleiner? Wenn du uns den Bären aufbinden willst, werden wir sauer.«

»Ich habe wirklich nichts.«

»Davon werden wir uns selbst überzeugen«, sagte der Anführer der Hocker. Er machte Anstalten, sich von seinem Feuerstuhl zu schwingen.

»Lass es sein!« zischte Peters. Auf einmal klang die Stimme gar nicht mehr sanft und gemütlich, sondern kalt und hart. Das merkten auch die vier Rocker.

Wie auf Kommando waren sie zusammengezuckt, doch sie fingen sich schnell wieder.

Blamieren konnten sie sich nicht. Nein, das sprach sich irgendwie rum, und dann war es aus mit ihrer Herrschaft.

»Nehmt die Ketten«, befahl der Anführer.

Das Mädchen unter ihnen erschrak. Vielleicht dachte sie als einzige anders darüber und spürte, dass dieser junge Mann da nicht so war, wie sonstige in seinem Alter.

Und dafür musste es einen Grund geben. Das Mädchen streckte seinen Arm aus und berührte die Schulter des Rockerchefs »Ich weiß nicht, Bucky, aber der ist schon seltsam. Ein komisch irrer Typ, finde ich. Mit dem kriegen wir keinen Spaß.«

»Und ob«, erwiderte Bucky.

Die anderen Rocker hatten die Worte auch gehört. »Wenn du keine Lust hast, Dolly, dann lauf doch weg«, meinte einer grinsend.

Bucky fuhr ihm in die Parade, »Schnauze!«

Der Knabe hielt den Mund. Schließlich war Bucky der stärkste. Der schlug glatt drei Leute zusammen.

Er ging auch als erster auf Jerry Peters zu. Dabei zog er die

Fahrradkette. Die einzelnen Glieder glänzten. Sie waren gut gepflegt. Die Kette konnte, wenn sie sprechen würde, schlimme Geschichten erzählen. Bucky setzte sie oft genug ein. Er und seine Gruppe waren in der Umgehung gefürchtet.

Die beiden anderen Typen verließen sich auf ihre Totschläger. Schwere Bleirohre, gemeine Waffen, aber darüber dachten die drei nicht nach. Sie fühlten sich provoziert, obwohl sie es waren, die die Menschen provozierten.

Nur das Mädchen spürte, dass es seine Freunde nicht einfach haben würden. Nein, der Junge war nicht normal, der hatte etwas an sich, vor dem man Angst haben konnte.

Dolly wollte etwas sagen, doch ihre Kehle war wie zugeschnürt. Sie brachte einfach keinen Laut hervor und schluckte nur. Das war ihr unheimlich.

Jerry Peters seufzte noch einmal schwer. Bis jetzt hielt er den Kopf ein wenig gesenkt, nun aber hob er ihn, und in seine wässrigen Augen war ein metallener Glanz getreten.

Den sahen auch die Rocker, und sie zuckten zusammen.

»Lasst es sein!«

Die Worte hörten sie, aber sie konnten sich jetzt nicht zurückziehen, dann hätten sie ihr Gesicht verloren.

»Nein!« knirschte Bucky, »dir werden wir es zeigen!«

Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als Jerry Peters reagierte. Wie ein Blitz schlugen Grauen und Angst zwischen die Rockerbande ein…

***

Elaine Peters lachte schrill, als sie die Hände ihres Freundes an den Hüften spürte. Sie waren kalt, und Elaine trug nur Slip und BH. Beide Kleidungsstücke konnten ihre schwellenden Formen kaum bändigen. Aber so etwas liebte Kirk eben.

»Lass doch, ich will mich duschen.«

»Ja, gleich.« Kirk Malligan umfasste sie fester und fuhr mit den Lippen über ihre Schulter.

Elaine stöhnte auf. Sie legte den Kopf zurück und hielt ihren Mund halb offen. »Du bist ja wieder wild, heute. Wie kommt es?«

»Weil du in meiner Nähe bist.« Seine Lippen glitten weitet über die Haut.

Elaine lachte girrend. Sie war eine Frau von 42 Jahren. Und man konnte sie durchaus als einen Männertyp bezeichnen. Irgendwie hatte sie Ähnlichkeit mit der Lollo, nur war ihr Gesicht vielleicht eine Idee voller. Das Haar, ebenso schwarz, fiel Kirk ins Gesicht, und er saugte den Duft auf.

Dieses Weib machte ihn an. Seit drei Jahren war er schon mit ihr

zusammen: Elaine hatte sich von ihrem ersten Mann scheiden lassen. Er lebte jetzt in Schottland. Und damit sie und Kirk in Ruhe beisammensein konnten, hatten sie dafür gesorgt, dass Elaines Sohn Jerry in eine Anstalt kam. Sie hatten es tatsächlich geschafft und ihn für psychisch krank erklärt.

Jerry, der sehr unter der Trennung seiner Eltern gelitten hatte, war gegangen, nie würde seine Mutter den letzten Blick und die Abschiedsworte vergessen.

»Ich komme wieder. Und dann gnade euch Gott.«

Danach war er abgeführt worden.

Zwei Männer hatten ihn weggeschafft. Und Kirk Malligan hatte nur gelacht.

Er war ein Bulle von Kerl. Als ehemaliger Baggerführer und jetziger Vorarbeiter verdiente er sein Geld im Tiefbau, und dort brauchte man Männer wie ihn, die andere an die Arbeit scheuchten. Dafür war Kirk Malligan genau der richtige. Er galt als hart, sogar als brutal, und manche Schlägerei hatte seine Spuren bei ihm hinterlassen. Zweimal war das Nasenbein gebrochen. Die Narbe an der Stirn verdankte er einem Italiener, der sein Stilett an ihm hatte ausprobieren wollen. Danach lag der Mann vier Wochen im Krankenhaus.

Malligan war für die Gewalt, und so reagierte er nie diplomatisch. Andere Frauen wären vor ihm weggelaufen, nicht so Elaine Peters. Sie liebte es, in den starken Armen des Mannes zu liegen, denn er wusste, wie er sie zu nehmen hatte und war nicht solch ein Schwächling wie ihr erster Mann.

Jetzt allerdings machte sie sich frei. »Später«, sagte sie, »aber ich brauche die Dusche, fühle mich einfach zu erschöpft und muß den Friedhofsgeruch wegspülen.«

Kirk lachte rauh und griff zu den Zigaretten. Da hatte Elaine gar nicht so Unrecht. Sie hatte bei einem Leichenschmaus gekellnert, und die Leute, die sich dort vollaufen ließen, rochen alle irgendwie nach Friedhof und Gräbern.

»Okay«, sagte er, ließ den Rauch durch die Nase strömen und fuhr mit der freien Hand über seine Brust, auf der die braunen Haare wie ein Pelz wuchsen.

Elaine verschwand im Bad. Der Mann schaute ihr nach, wie sie sich provozierend in den Hüften wiegte, als sie den Raum verließ. Die hat Dynamit im Leib, dachte Kirk. Gerade das richtige für mich. Er stellte das Radio an, doch von der Musik war nicht viel zu hören, weil sie vom Rauschen der Dusche übertönt wurde. Elaine hatte die Tür zum Bad offen gelassen.

Wenn Kirk hindurchschaute, konnte er den Umriss ihres Körpers in der Duschkabine sehen, die durch Milchglas abgeteilt war.

Malligan setzte sich an den Tisch und las in einer Zeitschrift. Was

dort an unbekleideten Mädchen abgebildet war, traf nicht so seinen Geschmack. Die waren ihm alle zu mager, keine richtigen Weiber dabei, wie er immer sagte.

Er blätterte weiter und hörte das Klingeln des Telefons.

Wütend stand Malligan auf. Am liebsten hätte er den Apparat durchs Fenster geworfen, aber man brauchte ihn ja auch hin und wieder selbst. Dementsprechend schroff klang seine Stimme, als er sich namentlich meldete.

»Dr. Baker. Wohnt bei Ihnen eine Mrs. Peters?«

»Ja.«

»Dann darf ich sie mal sprechen?«

»Worum geht es denn?«

»Das möchte ich Mrs. Peters persönlich sagen«, erwiderte der Arzt.

»Okay, warten Sie.«

Malligan legte den Hörer neben das Telefon und wandte sich der Dusche zu.

Elaine war soeben fertig. Auch sie hatte das Läuten gehört. »Was gibt es denn?«

»Da will dich einer sprechen. Ein Dr. Baker?«

»Der Arzt?«

»Ja.«

»Warum?«

»Weiß ich doch nicht.«

Die Frau streifte sich einen türkisfarbenen Bademantel über. Ihr Gesicht war noch nass.

Schweiß und Wassertropfen hatten sich vermischt. Sie nahm die Badekappe ab und schüttelte ihr Haar durch.

»Wer ist eigentlich dieser Baker?« wollte Kirk Malligan wissen.

»Das ist der Arzt, der Jerry behandelt hat.«

»Vielleicht lebt er nicht mehr.«

»Wer? Jerry?« Kirk grinste. »Wer denn sonst?«

»Verdammt, sprich nicht so.« Elaine Peters ging an dem Mann vorbei und betrat den schmalen Korridor, wo das Telefon auf einem kleinen Tisch stand.

Kirk Malligan blieb in der offenen Tür stehen und lehnte sich an die Verkleidung.

»Hier Elaine Peters«, sagte die Frau. »Was kann ich für Sie tun, Dr. Baker?«

»Für mich gar nichts, liebe Frau. Aber ich möchte sie warnen.«

Plötzlich schlug Elaines Herz schneller, obwohl der Arzt noch gar nichts gesagt hatte, aber sie dachte sofort, dass etwas mit ihrem Sohn geschehen war und machte sich auf das Schlimmste gefasst.

»Was ist mit Jerry?« fragte sie sofort.

»Er ist aus der Klinik ausgebrochen, Mrs. Peters. Zusammen mit zwei

anderen.«
Elaine schluckte. »Und?« fragte sie.
»Ich weiß nicht, ob Sie genau über die sagen wir Fähigkeiten Ihres Sohnes informiert sind«, formulierte der Arzt den nächsten Satz.
»Nein.«
»Nun, ich will ehrlich sein. Wir haben Ihren Sohn behalten. Aber nicht weil er psychisch krank ist, sondern weil er besondere Fähigkeiten besitzt, die so außergewöhnlich sind, dass sich sogar der Geheimdienst dafür interessiert.«
»Das verstehe ich nicht.«
»Kann ich mir denken, Mrs. Peters. Ihr Sohn beherrscht die Gabe der Teleportation, der Telekinese und der Telepathie. Er kann zum Beispiel tote Gegenstände allein durch seine Geisteskraft bewegen, und so etwas ist sehr, sehr selten. Wir haben ihn immer bewacht, zu seinem Schutz versteht sich, leider nicht gut genug, wie seine Flucht uns bewiesen hat.«
»Wissen Sie vielleicht, wohin er sich gewandt haben könnte?« fragte Elaine Peters.
»Nein, aber es wäre durchaus denkbar, dass er zu Ihnen kommen will«, erwiderte Dr. Baker.
»Und dann?«
»Müssen Sie uns sofort verständigen.«
»Natürlich.« Elaine überlegte fieberhaft, und sie spürte auch ihr schlechtes Gewissen ihrem Sohn gegenüber. »Haben Sie auch die Polizei eingeschaltet?«
»Das ist geschehen. Nur wollen wir kein großes Aufsehen erregen und Ihren Sohn nicht unnötig reizen. Es könnte sonst zu Verwicklungen kommen, denn wie ich Ihnen schon sagte, besitzt er nicht ungefährliche Gaben.«
»Natürlich, Sie haben recht«, murmelte die Frau.
»Da ist noch etwas, Mrs. Peters«, sagte der Arzt.
»Reden Sie.«
»In all den Jahren hat Ihr Sohn nie vergessen, dass Sie sich von Ihrem Mann getrennt haben. Er wird sich an Ihnen schadlos halten. Es kann sogar sein, dass er sich rächen will.«
Plötzlich zitterte Elaine Peters' Hand, in der sie den Telefonhörer hielt.
Rache!
Das war es, wovor sie immer Angst gehabt hatte. Sie hatte sie zwar verdrängen, aber nie ganz ausschalten können.
»Sind Sie noch dran?« fragte der Arzt.
»Natürlich, Doc. Sprechen Sie.«
»Wenn Ihr Sohn also bei Ihnen erscheint, benachrichtigen Sie mich sofort. Ich gebe Ihnen jetzt meine Nummer. Haben Sie etwas zu

schreiben dabei?«

»Ja.« Elaine schrieb mit. Danach warnte sie der Arzt noch einmal eindringlich und beendete das Gespräch.

Als sie sich umdrehte und ihren Freund anschaute, zitterte sie am ganzen Leib.

»Was ist denn los?« fragte Malligan.

Mit tonloser Stimme berichtete Elaine, was ihr der Arzt gesagt hatte.

Kirk Malligan lachte nur. »Dieses Würstchen?« Er schlug mit der rechten Faust in seine linke Handfläche. »Der soll nur kommen. Ich werde ihm schon zeigen, wo es langgeht. Am besten ist, wenn ich mir Urlaub nehme und hier auf ihn warte. Der kann was erleben. Der bekommt von mir solch einen Tritt, dass er von hier direkt bis in die Klinik fliegt.«

Elaine Peters konnte den Optimismus ihres Freundes nicht teilen. Sie hatte plötzlich Angst.

***

Wir hatten ein Problem.

Wie sollten wir aus diesem entlegenen Tal wieder in eine bewohnte Gegend kommen?

Mit dem Hubschrauber waren Kara, Suko und ich angeflogen, die Maschine aber lag jetzt zerstört zwischen den Bäumen. Das musste ich der Army noch beibringen. Es blieb uns nichts anderes übrig, als auf Schusters Rappen zurückzugehen, bis wir einen Ort erreichten, wo es auch Telefon gab.

Das schmeckte uns gar nicht. Nicht dass ich etwas gegen Laufen habe, aber wir hatten einfach nicht die Zeit dazu. Außerdem dachte ich an Tokata, der irgendwo herumirrte und sicherlich eine grausame Spur hinterlassen würde.

Kara und Myxin hatten sich bereits entschlossen. Sie wollten noch bei den Steinen bleiben und an ihnen einige Untersuchungen vornehmen. Also machten sich Suko und ich allein auf den Weg. Das Schwert ließ ich zurück. Es hätte zu dumm ausgesehen, wenn ich mit dieser Waffe in der Hand durch die Gegend gewandert wäre. Kara nahm es in Verwahrung. Sie würde es nach London schaffen.

Wir verabschiedeten uns von den beiden und tigerten los. Suko zog ein brummiges Gesicht. Auch ihm passte es nicht, und immer wieder fing er von Tokata an.

»Hoffentlich dreht der nicht durch«, sagte er. »Wenn ich daran denke, wird mir ganz anders.«

Ich nickte.

Der Samurai des Satans war wirklich das große Problem. Wir hatten nach diesem teuflischen Gelächter nichts mehr von ihm gehört, was allerdings nicht heißen sollte, dass er sich entfernt hatte. Er konnte in

der Nähe lauern und uns beobachten.
Das Tal lag hinter uns. Wir schlugen die östliche Richtung ein, wo die Hügel ausliefen und das Land flacher wurde. Zum Glück regnete es nicht. Der Himmel war klar, der Wind frisch, und eigentlich hatten wir ideales Wanderwetter.
Als wir auf die erste Straße trafen, atmeten wir auf. Es war zwar nur ein schmaler Weg, aber immerhin asphaltiert. Er durschschnitt große Roggenfelder und traf an seinem Ende mit einer breiteren Straße zusammen. Die Gegend war jetzt eben geworfen. Wir hielten nach Tokata Ausschau, sahen ihn aber nicht.
»Was meinst du, wo er steckt?« fragte Suko.
Ich hob die Schultern. »Allein ist er nicht gerade hilflos, aber er weiß dann nicht, was er noch alles tun soll. Der braucht seinen Chef, der ihm sagt, was er unternehmen soll und was nicht.«
Da gab Suko mir Recht.
»Irgendwann wird sich Dr. Tod sicherlich mit ihm in Verbindung setzen. Auf solch einen Helfer kann er nicht verzichten«, fuhr ich fort.
Auch darin stimmte Suko mir zu.
Als wir die breitere Straße erreichten, sahen wir auch die beiden Schilder. Sie wiesen auf zwei Orte hin. Bis zu dem einen waren es acht Meilen, bis zum anderen sechs.
Wir gingen in die Richtung des am nächsten gelegenen. Oakville hieß das Dorf.
»Da wird es ja bestimmt Telefon geben«, hoffte Suko, »und vielleicht nimmt uns sogar einer mit.« Der Chinese deutete über die Schulter. »Da hinten kommt ein Wagen.«
Ich drehte mich um.
Suko hatte sich nicht getäuscht. Da rollte tatsächlich ein Wagen heran.
Wir stellten uns mitten auf die Straße und winkten mit beiden Händen. Das hatte ich auch noch nicht erlebt, aber man lernt eben nie aus. Das Gefährt knatterte heran. Es war ein uralter Lieferwagen, aber mit einer modernen Hupe, die betätigte der Fahrer nämlich.
Wir erschraken beide und mussten zusehen, dass wir rechts und links der Straße in den Graben kamen, denn der Fahrer dachte gar nicht daran anzuhalten.
Er hätte uns eiskalt überfahren und rauschte vorbei.
»Ein wahrer Menschenfreund!« schimpfte ich und schaute dem Gefährt nach. »Das war ja schon ein Mordversuch.«
»Was regst du dich auf? Du kennst doch die Leute.« Suko sah das alles etwas anders.
Wir marschierten weiter. Inzwischen war es hoher Nachmittag geworden. Auf den weiten Feldern bewegten sich die Bauern. Sie lenkten ihre Traktoren über die schmalen Wege oder waren dabei, mit

den schweren Eisenpflügen die Erde aufzuwühlen, um die neue Saat zu legen.

Bald sahen wir auch die Dächer der Häuser. Oakville war nicht mehr weit.

Wir atmeten auf. Als wäre die Sicht des Ortes ein Signal gewesen, so meldete sich bei mir der Hunger. Ich sprach von einem saftigen Braten, und Suko leckte sich ebenfalls die Lippen. Auch er hatte lange nichts mehr in den Magen bekommen. Ein herrlich kühles Bier würde mir auch gut tun.

Wieder hörten wir Motorengeräusch, blieben stehen und drehten uns um. Da kamen sogar zwei Wagen. Und der erste war ein Polizeifahrzeug, das erkannte ich sofort.

Auch Suko hatte es gesehen. »Die nehmen uns garantiert mit.«

Trotzdem winkten wir.

Und die beiden Wagen stoppten. Der zweite war ein schwarzer Vauxhall mit getönten Scheiben. Auf dem Dach wippte eine glänzende Antenne. Die Beifahrertür des Wagens wurde aufgestoßen und ein braunhaariger Mann im grauen Anzug verließ den Vauxhall, während in dem ersten Auto vier Uniformierte saßen.

Der Mann knöpfte sich das Jackett zu. Wind fuhr durch seine Haare und wehte sie hoch.

Der Knabe machte einen ziemlich arroganten Eindruck, als er fragte: »Haben Sie einen Grund gehabt, uns anzuhalten?«

»Den hatten wir in der Tat.«

»Und?« Kaum zu erkennende Augenbrauen hoben sich fragend in die Höhe, während sich die Mundwinkel des Mannes verzogen.

»Wir wollten mitgenommen werden.«

»Das hätte ich mir fast denken können«, erwiderte der Knabe spöttisch.

»Sonst tut Ihnen nichts weh, wie?«

Ich wurde leicht sauer. »Ja, Mister, Ihr Ton.«

»Zeigen Sie mir mal Ihre Ausweise!« forderte der Typ, während uns die Polizisten und auch der zweite Zivilist im Vauxhall misstrauisch beobachteten.

Ich hatte so einen Verdacht. Ich warf Suko einen Blick zu, und der Chinese nickte.

Betont langsam nahm ich das vom Innenminister ausgestellte und in eine Hülle eingeschweißte Dokument hervor und reichte es mit spitzen Fingern dem Mann.

Der warf einen Blick darauf und wurde blass. »Sie sind Sinclair?« fragte er dann und schluckte.

»Ja«, erwiderte ich und nahm meinen Ausweis entgegen. »Wenn Sie mir jetzt erklären könnten, mit wem wir hier die Ehre haben…?«

»Ich bin Colonel Ted Crane. Secret Service.«

Ich pfiff leise durch die Zähne. »Geheimdienst? Was tun Sie denn in dieser Gegend?«

»Ein Fall.«

»Hatte ich mir fast gedacht. Kann man mehr wissen?«

»Nein.«

»Dann nehmen Sie uns wenigstens mit bis nach Oakville. Ich muss unbedingt mit London telefonieren.«

»Okay, das können Sie.«

Suko und ich stiegen hinten ein. Der Fahrer drehte sich nicht einmal um.

Dass der Geheimdienstmensch nicht weitere Fragen stellte, schien daran zu liegen, dass sich meine Popularität bereits herumgesprochen hatte. Mehrmals hatte ich mit den Leuten zusammengearbeitet, was für die andere Seite sehr fruchtbar gewesen war, denn ich konnte den Fall, der sie quälte, lösen.

Aber hier wollte man mir wohl keinen Bescheid geben.

Suko fragte: »Ob der Fall mit dem unserigen vielleicht was zu tun hat?« Ich hob die Schultern.

Crane hatte gute Ohren. Er drehte sich um und fragte. »Auf wessen Spur haben Sie sich denn gesetzt?«

»Die Sache ist ausgestanden.«

Crane ließ seinen Blick nicht von meinem Gesicht. »Ich glaube Ihnen nicht, Sinclair.«

»Das steht Ihnen frei«

Hastig drehte er sich wieder um, während Suko sich ein Grinsen nicht verbeißen konnte.

Er mochte die arroganten Geheimdienstknaben ebenso wenig wie ich. Die hielten sich für den Nabel der Welt. Das fing bei den oberen Chargen an und reichte bis hinunter zu den kleinen, miesen Mitläufern. Wenn Crane im Range eines Colonels stand, dann hatte das wirklich einiges zu sagen, und es mußte sich bei dem Fall um eine große Sache handeln, wenn man ihn einsetzte. Bestimmt keine Routineangelegenheit, was mir später noch auf eine drastische Art und Weise bestätigt werden sollte.

Wir erreichten den Ortseingang. Einige Gehöfte standen zu beiden Seiten der Straße. Wir hörten das Blöken von Schafen und das Muhen der Kühe. Hühner gackerten, und auf einem kleinen Teich schnatterten einige Gänse. Richtig idyllisch war es hier. Von einer Gefahr spürte ich nichts.

Oakville hatte wohl seinen Namen wegen drei Eichen bekommen, die dicht vor dem Ort ihr mächtiges Geäst in den Himmel streckten. Auf den Zweigen hockten Krähen und schauten auf uns herunter. Die Stämme der Bäume waren so gewaltig, dass zwei Männer nicht ausreichten, um sie zu umfassen.

Wir rollten bis in den Ortskern, der von einem Marktplatz eingenommen wurde.

Hier gab es nicht nur zahlreiche Geschäfte, das Rathaus und die Kirche, sondern auch noch freie Parkbuchten, die an der Hinterseite von zahlreichen grün gestrichenen Bänken begrenzt wurden. Der Vauxhall rollte in eine Parkbucht hinein. Neben uns stoppte der Streifenwagen mit den vier Polizisten.

Spaziergänger waren stehengeblieben und schauten aufmerksam zu uns herüber, als wir die Fahrzeuge verließen.

Colonel Crane wies auf ein schmalbrüstiges Haus, das den hochtrabenden Namen Hotel trug. »Wir haben uns dort einquartiert. Falls Sie noch Fragen haben, können Sie sich da an mich wenden.«

»Natürlich, Colonel.« Ich grinste ihn an. »Und vielen Dank für das Mitnehmen.«

Er zeigte gelbe Zähne. »War mir fast eine Ehre, Oberinspektor.«

»Der kann dich nicht leiden«, meinte Suko.

»Das beruht auf Gegenseitigkeit. Nur gut, dass wir nichts mit seinem Fall zu tun haben. Obwohl es mich wirklich interessieren würde, was die in dieser Gegend suchen.« Zu diesem Zeitpunkt konnte ich nicht ahnen, dass Cranes Fall sehr wohl zu meinem werden würde. Ich wies auf zwei rote Telefonzellen. »So, dann werde ich erst einmal dem guten Sir James Bescheid geben.« Zum Glück hatte ich genügend Kleingeld bei mir, und Suko legte auch noch einige Münzen hinzu.

Eine Zelle war frei. Man konnte durchwählen, und ich ließ mir Sir James geben.

Als der Superintendent meinen Namen hörte, vernahm ich ein wütendes Schnaufen.

»Hinter Ihnen muß man wohl immer her rennen, wie?«

»Entschuldigen Sie mal, Sir. Wir hatten einiges zu tun und sind froh, dass wir noch leben. Leider ist der Hubschrauber zu Bruch gegangen, den müssen Sie auf die Verlustliste setzen.«

Zehn Sekunden sagte Sir James Powell nichts, dafür ratterten meine Münzen weiter in den Kasten, und ich musste Geld nachwerfen. »Sind Sie noch dran, Sir?«

»Ja.«

»Da wir im Augenblick keinen fahrbaren Untersatz besitzen, wird es wohl noch etwas dauern, bis wir in London eintreffen. Und ich weiß nicht, ob ich in diesem Ort hier einen Leihwagen bekomme. Mir jedenfalls sieht es nicht danach aus.«

»Wo stecken Sie denn jetzt?«

»In einem Kaff namens Oakville.«

»Was? Sagen Sie das nochmal.« Ich wiederholte den Namen.

»Sie bleiben, Sinclair, Sie bleiben. Seit einigen Stunden geistert der Name Oakville durch die Fernschreiber, der ganze Fall wird als Top

secret bezeichnet.«

»Und worum geht es?« Gleichzeitig warf ich noch ein paar Münzen ein.

»Um drei ausgebrochene Patienten mit besonderen Fähigkeiten. Die Namen lauten Jerry Peters, Rhen Golling und Fred Conrad. Diese jungen Leute besitzen besondere Eigenschaften, deshalb sind sie auch in einer von der Regierung finanzierten Klinik untergekommen. Es sind Telepathen. Sie können Gedanken lesen, Gegenstände allein durch ihre Geisteskraft bewegen und sich auch selbst wegteleportieren. Also Menschen, die unbedingt unter Kontrolle mussten. Jetzt sind sie ausgebrochen, und einer wohnte früher in Oakville. Wir nehmen an, dass er sich dort wieder hin zurückzieht.«

»Deshalb also die Geheimdiensttypen.«

»Sie hatten schon Kontakt?«

»Leider.«

Sir James überhörte die Antwort und sagte: »Dann arbeiten Sie mit den Männern zusammen.«

Mein Gesicht wurde lang, was er zum Glück nicht sehen konnte. Dafür erwiderte ich: »Ist gut, Sir, wir werden uns sicherlich bemühen. Ich lasse dann wieder von mir hören.«

»Ja, tun Sie das.«

Mit dem letzten Kleingeldverlust war auch das Gespräch beendet. Als ich die Telefonzelle verließ, sah mir Suko sofort an, dass etwas schief gelaufen war.

»Hat der Alte getobt?«

»Kaum, aber etwas anderes ist geschehen. Cranes Fall ist auch der unserige.«

»Was?«

Ich berichtete und sah Suko an, dass er ebenso wenig begeistert war wie ich.

»Dann wollen wir Crane mal Bescheid geben«, sagte ich und wandte mich der Straße zu, um sie zu überqueren.

»Warte doch mal«, sagte Suko.

Ich drehte mich um.

»Stell dir mal vor, Tokata hat ungefähr den gleichen Weg genommen wie wir. Was ist, wenn er mit, diesen drei Ausbrechern zufällig zusammentrifft?«

Plötzlich stand mir der Schweiß auf der Stirn. »Verdammt, Suko, daran darf ich gar nicht denken…«

»Solltest du aber.«

***

Jerry Peters trat einen Schritt zurück. Die Rocker legten dies als Schwäche aus und stürmten vor.

Vor allen Dingen ihr Chef. Er wollte es genau wissen, holte aus und ließ eine Rechte los, die dem jungen Mann den Kopf von der Schulter gerissen hätte.

Doch dann geschah etwas Seltsames.

Peters blieb stehen. Seine Augen nahmen einen noch stärkeren Glanz an.

Die Faust, auf das Gesicht des jungen Mannes gezielt, blieb dicht vor seinem Kinn stehen, als würde sich dort eine gläserne Wand befinden. Den Rockerboß aber hob es hoch, und er wurde gegen seine Kumpane geschleudert, die damit nicht gerechnet hatten und zu Boden prallten. Die drei bildeten ein wirres Knäuel aus Armen und Beinen und Leibern.

Bis auf Dolly, sie hockte da und staunte nur.

»Darf ich jetzt durch?« fragte Jerry Peters.

Dolly nickte automatisch.

Jerry ging einige Schritte vor. Dagegen hatten die Rocker einiges. So leicht gaben sie nicht auf, und sie sahen zu, dass sie wieder auf die Füße kamen.

Bevor Jerry Peters noch über eine der Maschinen klettern oder sich selbst hinweg teleportieren konnte, standen sie schon wieder. Und diesmal wollten sie es härter machen.

Sie zogen ihre Messer.

»Jetzt bekommst du es, Weichmann!« zischte Bucky und rammte seinen rechten Arm vor.

Wieder leuchteten Jerrys Augen auf, und abermals sah keiner der Rocker auch nur eine Bewegung. Dafür hörten sie ihren Chef schreien. Sein Arm fegte nach oben, unsichtbare Kräfte rissen ihn herum und dann wurde sein Körper über die Brücke gewuchtet, wobei er sich noch einmal in der Luft überschlug, bevor er in den Bach klatschte.

Dem zweiten Rocker gab Jerry ebenfalls Zunder. Er segelte zwischen die Maschinen und riss sie um. Dolly konnte sich soeben noch in Sicherheit bringen.

Der dritte wollte flüchten. Er warf sich auf dem Absatz herum, doch Jerry ließ ihn nur drei Schritte weit kommen. Dann wurden dem Rocker die Beine weggerissen, und wie eine Rakete raste er waagerecht durch die Luft, bevor er mit einem Baumstamm kollidierte, der unter dem Anprall erschüttert wurde. Zum Glück trug der Rocker einen Helm, sonst hätte er sich den Schädel gebrochen.

Der junge Mann mit dem fahlblonden Haar aber stand auf der Brücke und lächelte. Der Glanz aus seinen Augen war verschwunden. Und auch die hervorgetretenen Adern hatten sich wieder zurückgezogen.

Zurück blieb Dolly, das Rockergirl.

Sie hatte mit panikgeweiteten Augen der Szene zugesehen, und begriff gar nichts. Jetzt wo alles vorbei war, schaute sie über das

Geländer der Brücke.
Bucky lag im Bach.
Er rührte sich nicht, aber das Mädchen, das die Blutspur sah, die von dem schnell fließenden Wasser mitgerissen wurde und wenige Yards später zerfaserte. Beim Fall musste sich der Rockerchef die eigene Klinge in die Brust gestoßen haben.
Er war tot.
Plötzlich begann Dolly zu zittern. Die würgende Angst packte sie, ihre Zähne schlugen hart aufeinander, sie starrte Jerry Peters an wie einen Geist, dann warf sie sich auf dem Absatz herum und rannte schreiend weg.
Sie nahm den Weg, der nach Oakville führte, und Jerry Peters ließ sie laufen.
Er stieg über die ineinander verkeilten Maschinen und ging langsamer weiter.
Rechts befand sich ein Feuchtgelände. Es war mit dichtem Gras und hohen Büschen bewachsen. Plötzlich gerieten einige Zweige in Bewegung, und aus den Büschen trat eine Gestalt. Mit drei langen Sätzen hatte sie die Straße erreicht, wo sie sich breitbeinig aufbaute und vor Jerry Peters stehenblieb.
Die Gestalt war Tokata!

***

Hinter dem Eingang lag ein schmaler Flur. Die holzgetäfelten Wände rochen nach Beize und Tabak. Die Rezeption war kaum zu sehen, genau wie die enge Holztreppe, die sich nach oben wand.
Als wir das Hotel betraten, erhob sich eine unwahrscheinlich dicke Frau hinter der Rezeption von ihrem Stuhl. Sie war ziemlich aufdringlich geschminkt und trug eine blondgefärbte Afrolook-Frisur. Ihr Lächeln, mit dem sie uns begrüßte, war süßsauer.
»Möchten die Gentlemen ein Zimmer?« fragte sie.
Ich blieb stehen. »Später vielleicht. Erst einmal hätten wir gern mit Mr. Crane gesprochen.«
Ein fleischiger Finger wies an mir vorbei und deutete auf eine Tür in der Holzwand.
»Da.«
»Danke.«
Ich ging auf die Tür zu. Bevor ich sie öffnen konnte, hörte ich die Stimme der Frau.
»Chinesen sind hier auch selten.«
»Hoffentlich kommen sie nicht in einen Käfig«, konterte Suko. »Zur allgemeinen Belustigung.«
Die Antwort fand die Frau wohl so gut, dass sie ein wieherndes Gelächter ausstieß und mich zu der Frage veranlasste, ob hier

irgendwo ein Pferd herumliefe.

Da verstummte die Dicke.

Wir gerieten in eine Gaststube. Auch sie war dunkel. Dafür sorgte das Holz an den Wänden. Es gab nur wenige Tische. Sie waren allesamt rund. An einem hockten die vier Polizisten, hatten die Beine ausgestreckt und nuckelten an ihrem Mineralwasser, an dem zweiten Tisch saßen Colonel Crane und sein Assistent. Zum ersten Mal sah ich den Burschen genauer. Er war ein falkenäugiger Knabe. Drahtig, immer auf dem Sprung stehend. Seine schmale, etwas gekrümmte Nase stach besonders ins Auge.

Zwischen den beiden Männern stand ein Funkgerät. Es verdeckte die beiden Kaffeetassen.

Colonel Crane verzog säuerlich das Gesicht, als wir eintraten. Er deutete auf zwei noch freie Stühle. »Setzen Sie sich.«

»So freundlich auf einmal?«

Crane hob die Schultern. »Bleibt mir ja nichts anderes übrig. Ihre Dienststelle hat verdammt schnell geschaltet. Sie sollen mitarbeiten.« Er sagte nicht »Sie sind mir unterstellt«, und das war gut so. Sonst hätte es garantiert Reibungen gegeben.

»Tut mir leid«, sagte ich, »aber mein Chef hat so entschieden.«

»Man hat es mir bereits gesagt.« Colonel Crane stellte seinen Mitarbeiter vor.

Der Mann hieß Jack Horn. Ich gab auch Sukos Namen preis.

»Dann möchte ich gern von Ihnen genau wissen, um was es geht, Colonel«, sagte ich.

»Hat man Ihnen das nicht mitgeteilt?«

»Nur in großen Zügen.«

Crane strich seine Nasenfalten nach. »Es geht da um diese drei Ausbrecher mit den besonderen Fähigkeiten. Wir müssen sie, und das möglichst ohne großes Aufsehen, wieder in die Klinik zurückschaffen. Wir haben sie schließlich nicht umsonst so abgeschirmt, denn aus zuverlässiger Quelle wissen wir, dass auch die Feinde unseres Landes hinter den dreien her sind.«

»Welche Fähigkeiten besitzen die drei jungen Männer genau?« wollte ich wissen.

Crane berichtete knapp und informativ.

»Sie können mit ihren Gedanken töten.«

»Was heißt das genau?«

»Die geben Ihnen den Befehl, mich umzubringen. Und ebenso lassen sie kraft ihrer Gedanken ganze Häuser einstürzen. Kein Witz, ich habe es selbst erlebt. Bei einem Test. Der Hausbesitzer hat sich die Abbruchfirma sparen können.«

»Das ist allerdings gefährlich«, gab ich zu.

»Freut mich, dass gerade Sie das sagen, Sinclair. Sie sind ja mit

solchen Fällen vertraut.«.
»Nein, damit nicht.«
»Heißt das, wir stehen weiterhin vor einem Rätsel?«
»So ungefähr.«
»Verdammt; dann sehen wir wirklich lecker aus.« Crane zündete sich ein Zigarillo an und schaute auf seine Uhr. »Lange können wir hier nicht mehr hocken bleiben.«
»Ich will das Haus bewachen lassen, in dem einer der jungen Männer, Jerry Peters, gewohnt hat.«
»Glauben Sie denn, dass er zurückkehrt?«
»Ja, denn er hasst seine Mutter. Er hat es nie überwinden können, dass sie sich von ihrem Mann getrennt hat. Wahrscheinlich wird er sie töten!«
Das war ein Grund, den ich einsah. Ich fragte ihn nach Fotos der Ausbrecher. Er hatte sie.
Ich schaute mir die Gesichter an, und Suko blickte an meinem Arm vorbei.
Unter jedem Bild stand der Name.
Jerry Peters schien der jüngste zu sein. Wenigstens vom Foto her. Der blondhaarige junge Mann lachte. Es war nichts Außergewöhnliches an ihm zu erkennen.
Ich legte die Aufnahme zur Seite und schaute mir Rhen Golling an. Er hatte schwarzes Haar, das zu einer Bürste geschnitten war und eine Himmelfahrtsnase. Schon an seiner Gesichtsform war zu erkennen, dass Golling einige Pfunde zuviel auf die Waage brachte.
Er stammte aus Manchester.
Das nächste Foto zeigte Fred Conrad. Mir fielen die großen, aber harmlos blickenden Augen auf und das Lächeln um die Mundwinkel. Fred Conrad hatte deutsche Eltern, die irgendwann in den 50er Jahren nach England eingewandert waren.
Drei Bilder — drei Gesichter. Wenn man sie so anschaute, konnte man wirklich nicht ahnen, welche Fähigkeiten sich hinter den glatten Stirnen verbargen.
»Das sind unsere Gegner«, sagte Colonel Crane und trank seine Tasse leer. »Kaum zu glauben, dass sie so gefährlich sind.«
»Wir sollten sie erschießen«, meinte Jack Horn und verzog dabei die Mundwinkel.
Suko und ich starrten ihn an. »Ist das Ihr Ernst?« fragte ich gefährlich leise.
»Klar.«
»Dann sind Sie für diesen Job der falsche Mann«, hielt ich ihm entgegen.
»Ich glaube, das kann ich besser beurteilen als Sie«, fuhr mir Colonel Crane in die Parade.

Er funkelte mich an. »Wir sind gezwungen, zusammenzuarbeiten, aber niemand hat festgelegt, wer wessen Vorgesetzter ist. Daran sollten Sie denken, wenn Sie meinen Mann kritisieren. Ich sage ja auch nichts gegen Ihren Chinesen.«

»Der sich nie solche Bemerkungen erlauben würde« erwiderte ich scharf. »Ihm geht das Leben über alles. Ich denke ebenso, das sollten Sie sich hinter die Ohren schreiben. Und so lange ich mit Ihnen zusammenarbeite, dulde ich keine Verbrechen.«

»Davon hat niemand gesprochen.«

»Aber Horns Antwort ließ solche Rückschlüsse zu.«

»Erzählen Sie doch nichts.« Crane saugte an seinem Zigarillo. »Auf jeden Fall werden wir uns das Haus einmal anschauen, in dem Jerry Peters gelebt hat.«

Der Vorschlag war gut. Wir wollten schon aufstehen, als wir von draußen her keifende Stimmen vernahmen. Besonders das Organ der Blonden war deutlich herauszuhören.

Bevor wir nachschauen konnten, was sich dort tat, wurde die Tür aufgerissen: Ein junges Mädchen stürmte in den Gastraum. Hinter ihr sah ich die Dicke.

Das Girl war gekleidet wie bei den Motorradfahrern üblich. Lederkleidung und Sturzhelm, aber ihr Gesichtausdruck zeigte alle Anzeichen eines festgefrorenen Schreckens. Das Mädchen schwankte wie ein Strohhalm im Wind, und nicht nur wir waren aufgesprungen, sondern auch die Polizisten.

Wir waren früher bei der Kleinen und stützten sie. Suko befahl der Wirtin, ein Glas Wasser zu holen. Sie kam auch, schnell damit an. Das Mädchen trank gierig, schnappte weiter nach Luft, hustete und sprach erst dann.

»Am… am Bach, da wo die Brücke ist. Wir waren da. Ein junger Mann, wir wollten ihn… tot!« schrie sie. »Bucky ist tot. Er hat ihn gekillt, ohne Hand an ihn zu legen…«

Wir wussten Bescheid.

Jerry Peters hatte sein erstes Opfer gefunden. Aus dem Spiel war tödlicher Ernst geworden.

***

Obwohl Tokata wirklich schrecklich aussah, verspürte Jerry Peters keine Angst. Er war sich seiner Stärke sehr wohl bewußt. Er legte den Kopf in den Kacken und schaute Tokata an.

Viel sah er nicht. Vielleicht schimmerten hell die Knochenteile hinter der Maske, und zwar dort, wo die Haut aufgeplatzt war, aber das würde Jerry sicherlich stören. Er wollte nur vorbei und nicht schon wieder einen Stopp erleben.

»Lass mich vorbei!«

Tokata schüttelte den Kopf. Stattdessen zog er sein Schwert aus der Scheide.

Ein anderer wäre vor Angst vergangen, nicht so Jerry Peters. In seinen Augen flackerte es kurz, der metallische Glanz erschien und dann trat das ein, was man kaum für möglich gehalten hätte, wenn man den Samurai des Satans kannte.

Tokata wankte zurück.

Die Hand mit dem Schwert sank nach unten, wobei die Klinge über den Boden kratzte und eine helle Spur im Asphalt hinterließ. Der Riese wankte, aber er fiel nicht, obwohl Jerry ihm den geistigen Befehl dazu gab.

Und das wunderte ihn.

Noch nie hatte er so etwas erlebt. Bisher hatte noch jeder seinen geistigen Befehlen gehorcht.

Der aber nicht.

Jerry schaute ihn an. Eine dunkel gekleidete Gestalt, von der starker Verwesungs- und Modergeruch ausging. Er sah den ledernen Brustpanzer, die langen Beine, die in schwarzen Stiefeln steckten und den Armdumpf an der linken Seite.

»Wer bist du?« fragte Jerry.

»Tokata.«

»Warum kann ich dich nicht besiegen? Bist du kein Mensch?«

»Asmodina und die Kraft der Hölle haben mich gestärkt. Ich bin ein Toter, und ich habe dich töten wollen. Ich töte alle, die sich mir in den Weg stellen.«

»Das wäre nicht gut. Vielleicht brauchst du Freunde.«

»Was ist das?«

»Schließen wir einen Pakt?«

Tokata schüttelte sich. Es wirkte komisch, wie die riesige Gestalt plötzlich in zappelnde Bewegungen geriet, aber die Kraft des Jungen war zu stark.

Doch auch Jerry spürte die Anstrengung. Der kalte Schweiß lag auf seiner Stirn. Er atmete viel schwerer als sonst und konnte nur noch mühsam den Kontakt aufrechterhalten.

Er spürte selbst die ungeheure Magie, die der Samurai des Satans ausstrahlte.

Dann konnte er die Verbindung einfach nicht mehr aufrecht halten. Jerry taumelte.

Der geistige Kontakt riss.

Aber auch Tokata war angeschlagen. Er wankte zur Seite. Noch immer schüttelte er seinen Körper, ein dumpfes Knurren drang unter der Maske hervor. Er war irritiert, denn noch nie hatte er erlebt, dass ihm einer widerstand.

Schließlich hatte er sich gefangen. Und er steckte sein Schwert ein.

Damit bewies er, dass er dem jungen Menschen, der vor ihm stand, nicht mehr feindlich gesonnen war.

Jerry lächelte. Auch er war froh, Ruhe zu haben. »Du siehst«, sagte er, »dass ich auch dich beherrsche, Tokata. Wir sind beide sehr mächtig, und es kommen noch zwei Freunde von mir hinzu. Warum sollen wir keine Gruppe bilden?«

Tokata schaute auf ihn herab. »Wie mächtig bist du?«

»Habe ich dir das nicht bewiesen?«

»Nicht genug.«

Jerry überlegte einen Augenblick. »Dann will ich es dir beweisen. Du kannst mitkommen.«

Und Tokata kam mit. Neben Jerry Peters stampfte er quer über das feuchte Sumpfgebiet.

Die beiden wurden nicht gesehen, als sie sich ihrem ersten Ziel näherten.

Es war eine große Steinbrücke, die über einen Fluß führte und als Verkehrsader sehr befahren war.

***

Das Rockergirl hieß Dolly und hockte mit Suko und mir im Fond des Vauxhall.

Unterwegs berichtete es, was sich abgespielt hatte, und wir waren schockiert.

Dann erreichten wir den Ort.

Zuerst fielen mir die Motorräder auf. Sie lagen in der Tat übereinander. Ein wirren Haufen Metall, verbogen, ineinander verkantet. Ein Krankenwagen war mitgefahren. In ihm hatte ein Arzt seinen Platz gefunden, der neben uns die flache Böschung zum Bach hinunterlief, wo der Rocker noch immer im Wasser lag.

Zwei Polizisten zogen ihn ans Ufer.

Der Arzt führte eine kurze Untersuchung durch. Wir standen daneben und schauten zu.

Schließlich richtete der Doc sich auf und hob die Schultern. »Da ist, nichts zu machen, meine Herren«, sagte er. »Dieser junge Mann ist tot. Wie es aussieht, hat er sich selbst das Messer in die Brust gestoßen. Ich kann nur noch den Totenschein ausfüllen.«

Wir nickten und schauten dann nach den anderen. Zum Glück lebten sie. Einer war sogar bei Bewußtsein. Er jammerte vor Schmerzen. Sein Helm war eingedrückt. Der Aufprall gegen den Baum musste mit ungeheurer Wucht erfolgt sein.

»Er wird innere Verletzungen haben«, befürchtete der Arzt. »Ich kann nicht viel machen. Wir müssen ihn in ein Krankenhaus schaffen.« Er winkte zwei Helfer herbei, die eine Trage schleppten, auf die der Verletzte vorsichtig gebettet wurde.

Der dritte lag zwischen den Motorrädern.
Auch nur verletzt. Er blutete aus einer Wunde am Hinterkopf, da er den Helm verloren hatte und dieser ihn nicht mehr schützen konnte. Auch dieser Junge wurde weggetragen.
Dolly weinte.
Ich wandte mich an sie. »Was habt ihr eigentlich von dem jungen Mann gewollt? Kanntet ihr Jerry Peters?« Ich hatte ihr auf der Fahrt das Foto gezeigt und wusste deshalb, dass er so zugeschlagen hatte.
Dolly schüttelte den Kopf.
»Er war euch also unbekannt.«
»Ja.«
Jack Horn mischte sich ein. »Ist doch klar, was diese verdammten Typen wollten«, sagte er bissig. »Mit ihm spielen, ihn tanzen lassen, die Quittung haben sie ja bekommen.« Er lachte rauh und verstummte erst, als ich ihm einen scharfen Blick zuwarf.
»Es war ja nur Spaß«, flüsterte Dolly. »Wenigstens zuerst. Dann zogen sie ihre Messer…«
Das weitere konnten wir uns denken. Es war wirklich zum Verzweifeln. Wären die Rocker vorbeigefahren, wäre das alles gar nicht passiert. So aber hatte es einen Toten gegeben.
Neunzehn Lenze hatte der junge Mann gezählt. Er hätte nicht zu sterben brauchen.
Wir aber mussten so rasch wie möglich diesen Jerry Peters und auch die beiden anderen Telepathen finden. Sie hatten bewiesen, welch ein Unheil sie anrichten konnten.
»Bleibt es bei dem Plan?« fragte Colonel Ted Crane und kaute dabei auf einem Zigarillostummel.
»Natürlich, wir werden uns um die Mutter des Jungen kümmern. Bin gespannt, was sie uns zu sagen hat.«
»Und Tokata?« flüsterte Suko.
Crane hatte den Namen gehört. »Von wem reden Sie da?« fragte er. »Tokata?«
»Ja, kennen Sie ihn?«
Colonel Crane schaute mich an. »Müsste ich das?«
»Ja, mein Lieber. Dass Sie ihn nicht kennen, ist fast eine Bildungslücke. Andererseits seien Sie froh, denn es gibt nur wenige Menschen, die Tokatas Bekanntschaft überlebt haben.«
Colonel Crane schaute mich und Suko an wie zwei Geisteskranke.

***

Der Aschenbecher quoll fast über, und an jeder Kippe klebten dunkelrote Lippenstiftspuren. Elaine Perters rauchte Kette. Sie zündete, sich einen Glimmstängel nach dem anderen an, und das fiel sogar ihrem Freund auf den Wecker, der die Frau durch die im

Zimmer hängenden Rauchschwaden nur noch unscharf sah.

»Hör auf zu qualmen!« fuhr er sie an. »Ach, leck mich…«

Malligan lachte. »Du scheinst ja einen Horror zu haben…«

Elaine hob den Blick. Sie trug ein grünes Kleid, das einige Speckpölsterchen genau nachmodellierte. Aus rotgeäderten Augen schaute sie ihren Freund an. »Ja, verdammt, ich habe einen Horror. Ich habe einfach Angst vor meinem eigenen Sohn. Das kannst du mir abnehmen.«

Kirk Malligan machte nur eine abwertende Handbewegung. Er stand auf und öffnete das Fenster.

Endlich strömte frische Luft in den Raum, die auch mal die Rauchschwaden durcheinanderquirite.

Elaine hustete und sah Kirk zu, der am Fenster stand und sich hinauslehnte.

Viel konnte er nicht sehen. Einen Hof, daneben eine Scheune. Beides gehörte dem Bauern, dessen Eigentum auch das Haus war, in dem Elaine Peters wohnte. Auf dem Hof liefen ein paar Hühner herum und pickten ihr Futter.

»Geh da vom Fenster weg«, sagte Elaine.

»Warum?«

»Weil es gefährlich ist.«

Kirk lachte. »Glaubst du etwa, die würden mir eine Kugel in den Schädel jagen?«

»Vielleicht.«

Malligan drehte sich um. »Was ist eigentlich mit dir los, Elaine? So kenne ich dich gar nicht.«

»Ganz einfach. Ich habe Angst.«

Der Mann hob die Schultern. »Aber wovor, zum Teufel?«

Elaine Peters nickte heftig. »Teufel, ja, da hast du ein wahres Wort gesprochen.« Sie strich eine Haarsträhne aus ihrem Gesicht. »Ich habe Angst vor dem Teufel.«

»Den gibt es nicht«, grinste Kirk Malligan.

»Doch, es gibt ihn.«

»Hast du ihn schon gesehen?«

»Für mich ist mein Sohn der Teufel.« Sie schluckte. »Der ist zu allem fähig.«

Kirk Malligan zeigte seine geballte Faust. »Damit«, sagte er, »bekommt er die Quittung.«

Elaine schüttelte den Kopf. »Nein, mein Lieber, du wirst Pech haben. Er ist stärker als du. Viel stärker, glaub mir das.«

Der Mann verzog die Mundwinkel. »Ich hoffe, es kommt der Tag, wo ich dir beweisen kann, dass du unrecht hast.«

Sie schüttelte nur den Kopf und bat dann, das Fenster zu schließen, weil sie fror.

Malligan kam dem Wunsch nach.
Sie hockten in der Küche an dem alten Tisch. Eine Eckbank stand dahinter und vor dem Tisch zwei Stühle. Kirk Malligan wollte den Fernseher anschalten, doch die Frau schüttelte den Kopf.
»Lass es bitte.«
»Ich wollte dich ja nur ablenken.«
»Nein, nein…«
Als Ersatz nahm Malligan den großen Aschenbecher und leerte ihn. Als er sah, wie viele Kippen in den Eimer rollten, schüttelte er den Kopf. Mit einem heftigen Ruck stellte er das gläserne Gefäß wieder auf den Tisch, über dessen Platte eine Plastikdecke lag.
»Ich habe Durst«, sagte Elaine mit rauer Stimme.
»Willst du ein Bier?«
Sie nickte.
Kirk Malligan brachte sich selbst auch eine Flasche mit. Es war Exportbier aus Germany.
Malligan hatte es unter der Hand bekommen und nur wenig bezahlt. Die Käufer hatten das Zeug sicherlich gestohlen.
Das Bier schäumte in die Gläser. Dann tranken sie.
Beide leerten ihr Glas mit einem Zug.
»Das tat gut«, stöhnte Kirk, und seine Freundin pflichtete ihm nickend bei. Malligan wollte noch einmal nachschenken. Er hatte die Flasche schon in der Hand, als es schellte.
Beide erstarrten.
Die Frau wurde blass und schaute zu dem stehenden Kirk Malligan hoch. »Das ist er.«
»Wer?«
»Jerry!«
»Woher willst du das wissen?«
»Wer sollte uns sonst besuchen?«
»Das stimmt auch wieder.« Als es zum zweitenmal schellte, stellte Kirk Malligan die Flasche zur Seite, reckte seine Schulter vor und sagte: »Ich öffne.«
»Nein!«
Fast panikartig wurde der Schrei ausgestoßen, und Kirk zuckte regelrecht zusammen.
»Wieso?«
Elaine Peters rutschte hinter dem Tisch hervor. »Ich gehe. Mich kennt er. Vielleicht kann ich ihn abwimmeln Wenn er dich sieht, dreht er womöglich noch völlig durch.«
»Meinetwegen.«
Elaine hastete durch die Küche. Mit fahrigen Bewegungen strich sie das Haar zurück. Sie erreichte die kleine Diele, als die Glocke zum drittenmal Anklang.

»Ja, ja, ich komme schon!« rief sie und presste ihre Hand gegen den wogenden Busen.

Das Herz trommelte überlaut. Sie spürte den Schweiß und hatte große Angst.

Mit einem Ruck riss sie die Tür auf.

Mit allem hatte sie gerechnet, sogar mit einem tödlichen Schuss, nur nicht mit dem Anblick des fremden Mannes vor ihrer Tür.

»Guten Tag«, sagte der Mann. Automatisch gab Elaine eine Antwort.

Dann fragte sie: »Wer… wer sind Sie?«

»Darf ich reinkommen?«

Elaine musterte den Fremden. Er trug einen dunkelgrünen Ledermantel und eine Baskenmütze auf dem Kopf. Sein Gesicht war rund, die Wangen pausbäckig, die Nase klein. Die Augen fielen höchstens wegen ihrer blassen Pupillenfarbe auf, und der Mund kam Elaine irgendwie viel zu weich vor.

»Ich kenne Sie nicht!«

»Das wird sich ändern. Es wäre besser, wenn Sie mich hereinlassen würden. Auch in Ihrem Interesse, glauben Sie mir.«

Elaine warf einen Blick über die Schulter zur Küche hin, deren Tür offenstand. Sie wusste ehrlich gesagt nicht, was sie machen sollte. An diesem Besucher irritierte sie vieles, vor allen Dingen aber seine harte Aussprache.

Als sie ihn wieder anschaute, hatte er eine Hand, die rechte, aus der Manteltasche genommen. Und jetzt wies die Mündung einer Pistole auf Elaine.

Die Frau zuckte zusammen und öffnete den Mund.

»Keinen Laut!« zischte der Fremde.

Da erschien Kirk Malligan. Er kam aus der Küche. Genau in dem Augenblick, als der Fremde die kleine Diele betrat und die Wohnungstür zudrückte.

Sofort schwenkte er den Arm, so dass die Waffe jetzt auf Malligan wies. Der blieb stehen.

»Es ist nur zu Ihrer eigenen Sicherheit«, sagte der Fremde und lächelte spröde.

Elaine warf Kirk einen hilfesuchenden Blick zu. Sie wusste nicht, was sie machen sollte, aber auch Malligan fühlte sich plötzlich nicht mehr wohl in seiner Haut.

»Gehen Sie bitte in die Küche«, verlangte der Fremde. »Und unternehmen Sie nichts, was Ihnen gefährlich werden könnte. Ich wäre dann gezwungen, zu schießen.«

»Was wollen Sie?« keuchte Malligan. »Das sage ich Ihnen später. Ich möchte Ihnen aber jetzt schon mitteilen, dass wir im Prinzip keine Feinde sind. Im Gegenteil, ich suche Leute, die mitmachen. Ich bin sogar gekommen; um Ihnen ein Problem abzunehmen.«

»Welches Problem?«
»Wollen wir nicht ins Zimmer gehen?«
Elaine Peters und Kirk Malligan blieb nichts anderes übrig, als dem »Wunsch« dieses Mannes zu folgen. Sie betraten die Küche, immer in dem Bewusstsein, die Mündung der Pistole auf ihren Rücken gerichtet zu sehen.
»Bitte setzen Sie sich auf die Bank«, sagte der Fremde.
Die beiden gehorchten. In Malligan kochte es. Er lief rot an, denn es war für ihn ein Wahnsinn, so reingelegt worden zu sein. Das ärgerte ihn ungeheuer, aber er konnte nichts dagegen tun. Die Argumente des anderen waren die besseren.
Der Fremde holte sich einen Stuhl und setzte sich den beiden gegenüber. Er schaute sie an, dann senkte er den Lauf der Waffe und steckte die Pistole schließlich ganz weg.
»Damit Sie sehen, wie ich Ihnen vertraue«, sagte er.
Malligan schüttelte den Kopf. »Also ich werde aus Ihnen nicht schlau, Mister. Wer sind Sie?«
»Nennen Sie mich Smith.«
Kirk kicherte. »Toll, der Name. Wirklich einfallsreich. Darauf wäre ich nie gekommen.«
Smith lächelte. »Namen sind bekanntlich Schall und Rauch. Es kommt immer darauf an, was die Person, die den Namen trägt, vorhat. Und ich habe mit Ihnen etwas vor.«
Malligan griff zur Bierflasche. »Da bin ich mal gespannt«, murmelte er, während er einschenkte.
»Es geht an sich nicht um Sie, Mr. Malligan, sondern um den Sohn Ihrer Freundin.«
»Um Jerry?« hauchte die Frau.
»Ja.«
»Aber was wollen Sie von ihm?«
»Eigentlich nichts, Lady. Wir wollen ihn, sagen wir, nur haben. Sie wollen ihn nicht, haben Angst vor ihm, wir aber sind sehr an Ihrem Jungen interessiert.«
»Wer sind Sie denn?«
»Das ist doch egal.«
»Ihre Aussprache klingt fremd«, sagte Kirk. »Außerdem sehr hart. So sprechen meine Kollegen, die aus dem Osten kommen.«
»Ich bewundere Ihren Scharfsinn, Mr. Malligan. Aber lassen wir das. Ich bin gekommen, um Ihnen ein Problem abzunehmen, denn es gibt keinen Zweifel, dass das Auftauchen des Jungen zu einem Problem für Sie geworden ist.«
Elaine und Kirk schauten sich an. Synchron nickten sie. »Das stimmt«, gab der Mann zu.
»Womit wir uns schon einig wären«, lächelte Smith. »Allerdings

möchte ich Sie um einen Gefallen bitten. Ich wäre Ihnen wirklich sehr verbunden, wenn Sie mir Ihre Wohnung als Warteort zur Verfügung stellen würden. Natürlich nicht umsonst, ich würde mich bei Ihnen erkenntlich zeigen.« Er griff in die linke Tasche und holte ein Bündel Geldscheine hervor, das in der Mitte durch ein Gummiband gehalten wurde. Smith warf das Bündel auf den Küchentisch. Es rutschte über die Decke und wurde durch die Bierflasche gebremst.

Die Augen des Paars wurden gierig, denn es war nicht gerade wenig Geld, das vor ihnen lag.

Smith nannte ihnen auch die genaue Summe. »Es sind 500 Pfund, die ich Ihnen zukommen lassen möchte.«

»Was?« flüsterte Malligan.

Smith lächelte knapp. »Zählen Sie nach.«

Malligan nahm die Scheine und blätterte sie kurz durch. Elaine schaute dabei von der Seite zu. »Das ist genau die Summe, die uns für einen neuen Wagen fehlt.«

»Ich weiß«, sagte Smith.

»Sie haben sich sehr gut informiert«, bemerkte Malligan.

»Natürlich.«

»Was verlangen Sie denn dafür?« erkundigte sich die Frau.

»Nichts weiter, was Sie aufregen könnte. Ich bleibe einfach hier und warte auf Ihren Sohn, der sicherlich bald eintreffen wird. Und dann nehme ich ihn mit.«

»Das ist alles?«

»Ja.«

Malligan nahm hastig einen Schluck Bier. »Für das Geld können Sie meinetwegen eine Woche hier warten. Und was Sie mit Jerry anstellen, ist mir egal.«

»Ich danke Ihnen für die Mithilfe«, erwiderte Smith.

»Möchten Sie ein Bier?«

»Nein, nein, ich habe keinen Durst. Aber wenn Sie vielleicht die Vorhänge zuziehen würden, es wird gleich dunkel, und ich möchte nicht unbedingt gesehen werden.«

»Das verstehe ich«, sagte Malligan, stand auf und dunkelte das Küchenfenster ab.

»So besser?«

»Ja, danke.«

Elaine Peters stand auf und holte ihre Handtasche, in die sie das Geld steckte.

Sie hatte noch nicht wieder Platz genommen, als es zum zweitenmal schellte.

Smith stand blitzschnell auf. Sein Gesicht nahm einen gespannten und lauernden Ausdruck an. »Wer kann das sein?«

»Wissen wir nicht.«

»Gibt es hier ein Versteck?«
»Das Schlafzimmer«, antwortete Elaine.
»Gut, bringen Sie mich da unter. Und zu keinem ein Wort, dass ich hier bin.«
»Keine Bange, das geht schon in Ordnung.«
Die Frau brachte Smith ins Schlafzimmer. Der Fremde ging auf Zehenspitzen, während Malligan vor der Tür stand und wartete, bis Smith verschwunden war.
Dann öffnete er.
Vor ihm standen vier Männer.
Er zuckte zurück, sah einen Ausweis und vernahm die Stimme eines hochgewachsenen blondhaarigen Mannes. »Entschuldigen Sie die Störung, aber wir hätten Sie gern einmal gesprochen.«
»Und?«
»Es geht um Jerry Peters.«
»Kommen Sie rein!« Kirk Malligan gab die Tür frei.

***

Tokata war völlig durcheinander. Er, der vor nichts und niemandem Angst hatte, spürte mit seinem Instinkt, dass ihm der junge Mann an seiner Seite überlegen war. Nicht an körperlichen Kräften, sondern an geistiger Kraft.
Der Samurai des Satans ertappte sich dabei, dass er genau das tat, was der andere von ihm wollte.
Er hieß Jerry.
Mehr hatte er Tokata nicht mitgeteilt, doch das reichte. Nebeneinander gingen sie her, und der Junge hielt mit dem wesentlich größeren Tokata Schritt. Er wollte ihm etwas demonstrieren, und der seelenlose Samurai war gespannt.
Langsam wurde es dämmrig. Der Wind frischte auf. Er blies über das flache Gelände, Abendwolken erschienen am Himmel, die aussahen wie dunkle Berge.
Sie gingen quer über die Felder. Kein Zaun störte sie, keine Begrenzung konnte sie aufhalten. Sie traten oder rissen es kurzerhand nieder.
Und sie hatten noch Glück. Sie wurden zwar von manchen Bauern aus der Ferne gesehen, aber die Menschen kümmerten sich nicht um sie. Sie waren mit ihren eigenen Problemen beschäftigt.
So kam es, dass Tokata und Jerry ihr Ziel unangefochten erreichten.
Irgendwann wurde der Boden feuchter. In den Trittstellen sammelte sich das Wasser, ein Zeichen, dass sich die beiden der Flussniederung näherten.
Dann war der Fluss auch zu sehen.
Wie ein dunkles Band teilte er die Landschaft, auf der das letzte Licht

der scheidenden Sonne lag und ein für menschliche Augen oft unangenehmes Zwielicht schuf.

Aber die beiden sahen nicht nur den Fluss, sondern auch die Steinbrücke, die über das Gewässer führte.

Sie lag rechts von ihnen, vielleicht ein paar Hundert Yards entfernt. Und sie sahen die Straße, die über die Brücke führte.

Zahlreiche Autos rollten über die Fahrbahn. Die hellen Lichter wirkten wie eine Kette, die hin und wieder mal aufriß, wenn eine kleine Verkehrspause entstand.

Je näher die beiden der Brücke kamen, umso größer erschien sie ihnen. Von der Ferne hatte sie so klein ausgesehen, doch das täuschte. Die Brücke besaß wuchtige Ausmaße.

Sie ruhte auf steinernen Säulen, um die das Wasser des Flusses gurgelte und schäumte.

Jerry hob die Hand.

»Ich werde sie zerstören«, murmelte der junge Mann.

Tokata schaute auf ihn herab. Auch er hätte die Brücke zerstören können — allerdings mit seinem Schwert und nicht nur Kraft seines Geistes. Doch das wollte der Junge.

Er ging einen Schritt vor und konzentrierte sich.

Für einen Moment dachte er auch an die Gefahr, die er heraufbeschwor. Denn durch seine unheimliche Fähigkeit brachte er zahlreiche Menschen in Todesnot.

Ein Bus fuhr heran.

Er war im Innern beleuchtet, und Jerry sah die Passagiere als Schattenrisse.

Für einen Augenblick verkrampfte sich sein Gesicht, dann ließ er den Bus passieren.

Hinter ihm fauchte Tokata.

Er wollte endlich einen Beweis sehen.

Und Jerry Peters brachte ihn. Er konzentrierte sich voll auf das Objekt und griff mit all seiner geistigen Kraft an.

Im Augenblick befanden sich nicht so sehr viele Wagen auf der Brücke.

Drei rauschten an.

Ein Lastwagen an der Spitze, dessen Ladefläche von einer grauen Plane verdeckt war und zwei Personenkraftwagen. Der eine blau, die Farbe des anderen war schlecht zu erkennen.

Soeben setzten beide Fahrer der schnelleren Fahrzeuge zum überholen an.

Die Augen des Jungen nahmen wieder den metallenen Glanz an. Sie schienen zu Platten zu werden, die in den Augenhöhlen lagen. Jerry brauchte seine gesamte Kraft, um Tokata den Beweis zu erbringen.

Und er schaffte es.

Das Grauenvolle geschah.

Urplötzlich bekam die Fahrbahn Risse. Erst nur schmal, dann breiter werdend, und schließlich klafften Spalte in der Fahrbahndecke, über die kein Fahrzeug mehr hüpfen konnte, ohne in Gefahr zu geraten, weggeschleudert zu werden.

Auch an den Pfeilern zeigten sich die ersten Zerstörungen. Steine wurden aus dem Verbund gerissen, Löcher klafften, der Träger begann zu zittern, zu wanken — und er brach.

Hupen ertönten.

Reifen jaulten über die Fahrbahndecke. Vor den überholenden beiden Pkw fiel die Straße plötzlich ab. Mit Donnergetöse stürzte sie in die Fluten, wo es hoch aufspritzte und gischtete und es zu einem mörderischen Chaos kam.

Die Fahrer hatten zu spät gebremst. Die Geschwindigkeit trieb die Wagen noch voran, sie rasten mit jaulenden Pneus in die Tiefe, begleitet von tonnenschweren Gesteinsbrocken, die auf die Dächer prallten und die Wagen zusammendrückten.

Auch der Lastwagen kippte.

Er hätte es fast noch geschafft, aber der Untergrund war so porös, dass er vorn wegbrach, und der LKW noch Übergewicht bekam. Donnernd raste er in die Tiefe.

Der Fahrer hatte im letzten Augenblick noch reagiert und war aus dem Wagen gesprungen.

Panikerfüllt rannte er zurück, sah einen nachfolgenden Wagen auf sich zukommen, schaute in die grellen Scheinwerfer hinein, die zu gewaltigen explodierenden Sonnen wurden, spürte den ungeheuren Schlag und wurde hoch gewirbelt.

In der Luft überschlug sich sein Körper ein paar Mal. Er driftete über das Geländer und stürzte in die Tiefe.

Noch immer kreischten Reifen, wurden Bremsen getreten, ertönten Hupen.

Wagen rasten ineinander, verkeilten sich, wurden zu hässlichen verbogenen Metallgebilden, und plötzlich zuckten erste Flammen auf, wo Sekunden später ein Tank explodierte.

Brennendes Benzin flog als glühender Regen durch die Luft. Gierig leckten die Feuerzungen in die Höhe und gaben dem Chaos eine makabre Beleuchtung.

Die Menschen waren in Panik verfallen. Sie rannten kopflos umher, Ein Mann lief genau in die Flammenwand, riss seine Arme hoch, schrie und brach zusammen.

Tokata und Jerry standen am Rand der Fahrbahn und schauten in das mörderische Chaos.

Die Augen des jungen Mannes hatten den metallenen Glanz verloren, aber ein siegessicheres Leuchten war in sie getreten. Jerry hatte es

geschafft. Er war Sieger geblieben und hatte bewiesen, welche Kräfte in ihm steckten.

Langsam drehte er sich um und schaute Tokata an. »Reicht dir das?« fragte er. Tokata nickte.

»Dann lass uns gehen. Es gibt noch sehr viel zu tun. Sie alle sollen wissen, dass ich da bin.«

Und der Samurai des Satans lachte dazu. Das war etwas für ihn. Sie würden die Herrschaft der Hölle verbreiten, und der Schrecken war zu ihrem, Partner geworden.

***

Ich betrat als erster die Wohnung. Hinter mir drängten Suko, Colonel Crane und Jack Horn in die enge Diele. Rasch schaute ich mich um. Eine normale Wohnung, mehr nicht.

Ziemlich hausbacken, nichts Teures, vollgestellt mit alten Möbeln.

»Was wollen Sie?« fragte der stämmige Mann, der uns hereingelassen hatte.

»Sind Sie Mr. Peters?«

»Nein.«

Fragend blickte ich ihn an, und er bequemte sich zu einer Antwort. »Ich heiße Malligan, Kirk Malligan, und lebe mit Elaine Peters seit einiger Zeit zusammen.«

»Danke. Ist Mrs. Peters auch im Haus?«

Er deutete auf die Küche.

Wir betraten den Raum. Nicht alle fanden wir Platz, und so blieben Suko und Jack Horn stehen. Der Geheimdienstmann schaute sich misstrauisch um, als suchte er irgend etwas, während Crane nur Elaine Peters fixierte.

Die Frau machte mir einen nervösen Eindruck. Sie konnte uns nicht anschauen, und ich sah Ringe unter ihren Augen. Aufgeregt drehte sie eine Zigarette zwischen Zeige- und Mittelfinger.

»Sie ahnen, weshalb wir gekommen sind?«

Sie nickte.

»War er schon hier?«

Sie schüttelte den Kopf.

Neben mir, holte Crane scharf Atem. »Ich habe das Gefühl, Sie lügen uns an«, bemerkte er schneidend.

Elaine Peters hob den Kopf. »Nein«, erwiderte sie leise. »Ich lüge nicht. Er war nicht hier.«

»Aber Sie erwarten ihn?« hakte ich nach.

»Möglich.«

»Glauben Sie nicht, dass es ihn in sein Elternhaus zurücktreibt?«

Sie lächelte schmal. »Weshalb sollte er denn kommen? Ich habe ihm nichts mehr zu sagen.«

»Es gibt da eine Geschichte, die schon länger zurückliegt. Sie haben doch dafür gesorgt, dass er in eine Anstalt eingeliefert wurde«, hielt ich ihr entgegen.

»… und er wollte sich dafür rächen«, sagte Colonel Crane schnell. »Das hat er immer gesagt.«

Dieser Mann hatte kein Taktgefühl. Ich sah, wie Elaine Peters verkrampfte, doch sie wurde auch verstockt. »Tut mir leid, Gentlemen, ich kann Ihnen nichts sagen.«

»Sie lügen doch!« zischte Crane.

Jetzt mischte sich Malligan ein. Er hatte bisher an der Tür gestanden und nichts gesagt.

»He, Mann, das nehmen Sie zurück, ja? Meine Partnerin lügt nicht. Ich kann bezeugen, dass Jerry nicht hier war.«

»Darauf geben wir nichts«, sagte Horn.

»Typisch Bulle.«

Horn atmete tief durch und lief langsam rot an. »Hör zu, Freund«, sagte er gefährlich leise. »Erstens sind wir keine Bullen und zweitens…«

»Halten Sie jetzt Ihren Mund!« bellte ich ihn an. »Wenn gesagt wird, dass Jerry Peters nicht hier war, dann glaube ich das.«

Horn wurde rot. »Okay, okay, Sinclair. Ich sage schon nichts. Bin nur gespannt, wer von uns recht behält.«

Ich stand auf und warnte Mrs. Peters eindringlich. »Wissen Sie, Ihr Sohn ist gefährlich. Und sollten Sie auch nur einen Hemdzipfel von ihm sehen, dann sagen Sie sofort der Polizei Bescheid. Man ist dort informiert.«

»Das mache ich.«

Wir gingen und wurden unten auf der Straße direkt mit einer neuen Hiobsbotschaft konfrontiert. Ein Polizist berichtete mit stockender Stimme, dass in der Nähe die Autobahnbrücke eingestürzt war.

Unsere Augen wurden groß. Und Colonel Crane sagte: »Das war Jerrys Werk, dieser verdammte Teufel!«

Mit den Worten sprach er uns voll aus dem Herzen!

***

»Geschafft«, sagte Kirk Malligan und kam zurück in die Küche. »Sie sind weg.«

Elaine Peters zitterte so sehr, dass ihr die brennende Zigarette aus der Hand fiel und ein Loch in die Plastikdecke brannte. Sofort begann es zu stinken.

»Was hast du?« fragte Kirk.

»Angst.«

»Du hast doch gesehen, wie elegant man sich aus der Affäre ziehen kann. Man darf sich nur nicht von den Bullen einschüchtern lassen.

Hast du gesehen? Sogar mit einem Chinesen sind die gekommen.«
Elaine nickte.
»Der Blonde schien ja ganz okay gewesen zu sein«, plapperte Malligan weiter, »und über den Gelben kann man nichts sagen, aber die anderen beiden waren scharfe Hunde, das sag ich dir. Ich kenne so welche von der Arie, wo wir mal gearbeitet haben. Die sind so…«
Er verstummte, weil Smith im offenen Türrechteck aufgetaucht war. Er hatte sich nicht umgezogen, trug noch immer den Ledermantel und auch die Baskenmütze auf dem Kopf, aber er nickte.
»Das haben Sie gut gemacht, Mr. Malligan.«
Kirk grinste überheblich. »Eine meiner leichtesten Übungen. Wenn Sie sehen würden, wie ich mit meinen Leuten fertig werde… ha, dann könnten Sie noch lernen.«
»Möglich.«
»Kannten Sie eigentlich welche davon?«
»Die Hälfte. Den Blonden und den Chinesen habe ich nie zuvor gesehen, aber die anderen beiden sind mir sehr wohl bekannt. Colonel Crane und Jack Horn. Crane ist ein Hohes Tier beim Geheimdienst. Ein abgefeilter Hund, dabei hart und manchmal sogar brutal. Vor dem muss man sich in acht nehmen.«
»Das habe ich gemerkt.«
Die Frau mischte sich ein. »Wann rechnen Sie denn damit, dass Jerry hier erscheint, Mr. Smith?«
»Wenn es dunkel ist.«
»Ja, das ist gut möglich.«
Dann lauschten alle drei. Weit entfernt klangen Polizeisirenen auf. Und nicht nur eine, sondern gleich mehrere. Es war ein auf- und abschwellendes Heulen von Sirenen und Martinshörnern.
Kirk war mit einem Satz am Fenster und schaute hinaus. Er konnte über das flache Dach einer alten Scheune hinwegsehen.
Das Land war eben, und er erkannte die zuckenden, roten Lichter, deren Widerschein über die Ebene geisterte.
»Mann«, flüsterte er ehrfürchtig. »Da ist die Hölle los.«
»Wo?« fragte Elaine.
»So in Richtung Autobahn.«
»Vielleicht Unfall«, vermutete Elaine Peters. Sie sagte es aber so, als würde sie selbst nicht daran glauben.
Das meinte auch Smith. »Daran glaube ich nicht. Ich schätze, Ihr Sohn hat bereits zugeschlagen.«
Die schwarzhaarige Frau drehte sich hastig um. Ihr Blick flackerte. »Meinen Sie?«
»Ja.«
»Aber was ist mit ihm los? Was haben sie aus ihm gemacht?« schrie Elaine.

»Wissen Sie das wirklich nicht?« fragte Smith.
»Nein!«
»In der Klinik des Dr. Baker beschäftigt man sich mit der Erforschung der menschlichen Psyche. Das heißt, man versucht durch Untersuchungen herauszubekommen, ob der Mensch tatsächlich und im wahrsten Sinne des Wortes in der Lage ist, durch seine geistigen Fähigkeiten Berge zu versetzen. Es gibt solche Menschen, die in die Natur eingreifen und Menschen mit Hilfe ihrer Gedanken töten. Auch können sie Häuser zum Einsturz bringen. Diese Leute sind lebende Zeitbomben und werden unter Verschluss gehalten. Jerry gehört dazu.«
»Aber das ist ja schrecklich«, flüsterte die Frau.
»Wie man's nimmt.«
»Was sagst du dazu, Kirk?«
Malligan war blass geworden. Die Worte des Mannes hatten ihm zu denken gegeben. Er war sich nicht mehr sicher, Jerry nur mit der Faust besiegen zu können. Und er fragte sich, ob er sich nicht übernommen hatte.
»Wer solche Leute hat, besitzt die Macht«, sagte Smith. »Auch die Amerikaner haben diese Personen und stellen bereits Forschungen mit ihnen an.«
»Und Sie nicht?« fragte Malligan, dem eine Gänsehaut über den Rücken rann.
»Nein. Aber mit Ihrer Hilfe werden wir ihn bekommen. Jerry wird uns helfen.«
»Sie arbeiten für den Osten?«
Smith schwieg. Malligan senkte den Kopf. Er starrte den Boden an, wo der Linoleumteppich mehr als stumpf wirkte. Aber das war ihm völlig egal. Andere Gedanken durchströmten sein Hirn. Bisher hatte er sich von den fünfhundert Pfund blenden lassen, doch nun dachte er mehr globaler.
Und so etwas wie Patriotismus stieg in ihm hoch, gemischt mit einem wilden Trotz.
Der Fremde schien zu merken, was im Hirn des Mannes vor sich ging. Er warnte Malligan. »Werden Sie nur nicht komisch, mein Lieber. Ich bin schneller als Sie.«
»Klar.«
Die Frau schaute von einem zum anderen. Sie verstand nicht. »Was ist eigentlich los?«
»Nichts«, sagte Kirk, »gar nichts.« Er trat wieder ans Fenster und schaute hinaus, nachdem er den Vorhang zur Seite gezogen hatte.
Es war dunkel.
Noch immer heulten in der Ferne die Sirenen, und Kirk sah den Widerschein der Lichter.

Er wusste nicht, was er machen sollte. Er ahnte, dass etwas schreckliches geschehen war, und dass er sich indirekt zum Mittäter machte, wenn er Jerry schützte, auch indem er mit Smith zusammenarbeitete.

Malligan wusste, dass Smith ihn genau beobachtete. Am liebsten wäre er verschwunden, aber er konnte Elaine nicht einfach mit dem Fremden allein lassen. Sie hatte wieder Bier geholt, und er hörte, wie sie einschenkte.

»Du auch ein Glas, Kirk?«

»Nein.« Malligan umkrampfte mit seinen Händen die Kante der Fensterbank. Weiß traten seine Knöchel hervor, durch die Nase saugte er die Luft ein, und sein Herz schlug schneller. Wie kam er aus dieser verdammten Situation nur wieder heraus?

»Sie sollten sich nicht mit Gedanken quälen«, vernahm er Smiths spöttische Stimme.

»Denken Sie an das Sprichwort: Mitgefangen - mitgehangen!«

»Ich kenne es.«

»Dann sind wir uns ja einig.«

Nichts sind wir, wollte er sagen, doch er fand einfach nicht den Mut dazu.

Wieder glitt sein Blick über das Schuppendach.

Und da sah er die Gestalt!

Sie stand auf dem Dach und schaute zu ihm rüber.

Erstickt schrie er auf, taumelte zurück und drehte sich hastig um.

»Was ist los?« fragte Smith.

»Da… da stand einer. Auf… auf dem Dach der Scheune«, stotterte Malligan. »Ich habe ihn genau erkannt. Es war er… es war Jerry!«

»Nein!« Elaine Peters schlug ihre Hand vor die Lippen, nur Smith reagierte kalt.

»Weg da!« herrschte er Malligan an und zog gleichzeitig seine Waffe. Er nahm aber noch etwas hervor. Einen zylinderförmigen Gegenstand, den er auf den Lauf schraubte.

Schalldämpfer!

Dadurch wirkte die Waffe noch größer und klobiger, als sie ohnehin schon war.

Mit einem heftigen Ruck riss er die Vorhänge zur Seite und schaute nach draußen. Dabei hatte er den Arm so weit erhoben, dass der Waffenlauf über die Fensterbank lugte.

Zu sehen war nichts.

Niemand stand auf dem Dach der Scheune. Der Hof lag in absoluter Ruhe unter ihm.

Smith blieb noch eine Minute unbeweglich am Fenster stehen, bevor er sich umdrehte und Malligan anblickte.

»Sie glauben mir nicht?« fragte dieser mit tonloser Stimme.

»Es fällt mir schwer.«
»Aber er war da, verdammt. Ich habe ihn genau gesehen. Wirklich…«
»Ja, das ist möglich«, gab Smith zu. »Er muß sich ja in der Nähe aufhalten.«
»Aber warum kommt er dann nicht her?« fragte Elaine Parker mit flüsternder Stimme.
»Keine Ahnung.«
Malligan setzte sich wieder. »Und wenn er wirklich kommt«, murmelte er. »Was sollen wir ihm dann sagen? Wie sollen wir uns ihm gegenüber verhalten?«
»Sie tun gar nichts.«
»Auch nicht, wenn er uns töten will?« fragte Elaine Peters mit stockender Stimme.
»Auch dann nicht.« Smith grinste kalt. »So weit lasse ich es nicht kommen. Ich habe auch für Jerry die besseren Argumente.«
»Als ob er sich vor einer Kanone fürchten würde«, meinte Malligan spöttisch.
»Er wird es.«
Malligan lehnte sich auf dem Stuhl zurück. Er war plötzlich bleich geworden, und augenblicklich glitzerten Schweißperlen auf seiner Stirn.
Elaine Peters war aufgefallen, dass mit ihrem Freund etwas nicht stimmte. »Kirk!« rief sie. »Was ist geschehen?«
Er schaute sie an.
Kalkweiß…
Kirk öffnete den Mund, wollte etwas sagen, doch kein Wort drang über seine Lippen.
Und plötzlich stürzte Blut aus seiner Nase!

***

Sie hatten Oakville erreicht. Am Ortseingang versteckten sich beide, da sich das Unglück inzwischen herumgesprochen hatte und quasi der Teufel los war. Rettungswagen jagten aus und durch den Ort, aufgeregte Menschen bevölkerten die Straßen und Gehsteige, Oakville war zu einer Zentrale geworden.
Jerry lächelte boshaft. Er wollte das, Dorf zu einer Zentrale des Schreckens machen.
Danach allein trachtete er.
Tokata hatte sich ihm untergeordnet. Der Samurai des Satans erkannte die Kraft des Jungen an. Willig ließ er sich von ihm führen, wobei er immer noch hoffte, dass Dr. Tod ihn so schnell wie möglich wieder in den Kreis der Mordliga aufnahm.
Die beiden kauerten hinter einer halb zerfallenen Schäferhütte. Nichts hatte sich in den letzten drei Jahren verändert. Jerry Peters

erkannte alles wieder. Es war nichts hinzugekommen; man hatte auch nichts abgerissen, an Oakville schien der Bauboom vorbeigegangen zu sein.

Jerry dachte an seine beiden Partner. Rhen Golling und Fred Conrad hockten in einer Scheune und warteten auf ihn. Den Weg hatte er ihnen genau beschrieben, und er war sicher, dass sie ihn auch fanden. Beide wirkten verstört, sie waren noch längst nicht so weit wie er, ihre Kräfte schlummerten, die Wissenschaftler hatten sie noch nicht wecken können.

Doch irgendwann würden auch sie soweit sein, dann kam die Zeit der großen Rache.

Davon war Jerry Peters fest überzeugt. Nur musste er sich erst um seine privaten Dinge kümmern, bevor er Oakville dem Erdboden gleichmachte.

So sollte seine Rache aussehen.

Denn nicht nur seine Mutter und ihr Freund hatten ihn verstoßen und verspottet, auch wurde er von den anderen Einwohnern ausgelacht und gehänselt.

Die Rache würde schrecklich sein…

Neben ihm scharrte Tokata ungeduldig mit den Füßen. Ihm ging alles nicht schnell genug.

Er wollte weg, endlich kämpfen, aber Jerry hielt ihn zurück.

Es war noch nicht so weit.

Die erste Aufregung über das Unglück mußte sich erst gelegt haben. Dann wollte er zuschlagen.

Beide hörten sie das Knurren.

Blitzschnell drehten sie sich um, und mit einer kaum zu verfolgenden Bewegung zog der Samurai sein Schwert. Matt glänzte die Klinge, und Tokata als auch Jerry Peters hörten das Hecheln und Schnaufen, mit dem ein gewaltiger Bluthund auf sie zurannte.

Er war nur ein Schatten, keine Gefahr für Tokata, der ihn auch mit der Klinge töten wollte, Doch Jerry Peters hielt den Samurai des Satans zurück.

»Nicht, das mache ich.«

Jerry trat vor Tokata und konzentrierte sich nur auf das Tier.

Der Bluthund war schon so nahe gekommen, dass er nur noch zweimal zu springen brauchte, um die Männer zu erreichen.

Der erste Sprung!

Der wuchtige gefährliche Schatten flog durch die Luft, kam mit den Vorderpfoten gut auf, wollte sich wieder abschnellen, als er plötzlich kraftlos zusammenbrach.

Er konnte dem geistigen Ansturm nichts mehr entgegensetzen. Der Bluthund krümmte sich auf dem Boden, schlug mit den Beinen um sich, winselte, da traf ihn der erneute Stoß.

Es war sein Ende.
Die gefleckte Bestie flog vor den Augen des Jungen plötzlich auseinander.
Jerry lachte nur und drehte sich um. Dann stieß er Tokata an. Das Zeichen zum Weitergehen.
Sie drangen in das Dorf ein. Dabei überlegten sie jeden Schritt, denn sie wollten nicht zu früh entdeckt werden. Nur gut, dass Jerry sich hier auskannte, er wusste, wo man hergehen konnte, um nicht gesehen zu werden.
Sie durchquerten eine schmale Gasse und zuckten zusammen, als über ihnen ein hölzerner Fensterladen geschlossen wurde. Mehr geschah nicht über einen Zaun stiegen sie ebenfalls, landeten in einem Garten und schritten über die weiche feuchte Erde, wobei sie fast bis zu den Knöcheln einsanken.
Manchmal schlug ein Hund an, doch sie kümmerten sich nicht um das Gebell, das irgendwann verstummte.
Zehn Minuten später war es soweit. Sie hatten ihr erstes Ziel erreicht.
Das Haus von Jerrys Eltern. Oder vielmehr die Wohnung. Denn sie lebten bei einem ehemaligen Bauern, der sein Land allerdings verkauft hatte und zur Zeit Urlaub irgendwo im Süden machte.
Die alte Scheune stand noch.
Jerry bedeutete Tokata im Schatten dieses Gebäudes zu bleiben und teleportierte sich dank seiner geistigen Kraft auf das flache Dach der Scheune.
Von dieser Stelle aus konnte er das Küchenfenster der Wohnung genau im Auge behalten.
Obwohl die Vorhänge zugezogen waren, schimmerte Licht hinter der Scheibe. Das war deutlich zu erkennen. Auch bewegten sich Schatten. Heiss stieg es in Jerry hoch. Das Gefühl der Rache und der Abrechnung überkam ihn. Nur mühsam konnte er sich beherrschen. Am liebsten hätte er das Haus jetzt schon in Trümmer gelegt.
Da bewegte sich der Vorhang.
Ein Gesicht erschien.
Kirk Malligan!
Jerry Peters stöhnte auf. Diesen Mann hasste er, und er wollte ihn vernichten. Malligan starrte nach draußen.
Sein Blick traf sich mit dem des Jungen!
Kalt lächelte Jerry. Er sah, wie Malligan zurücktaumelte und wieder ins Zimmer hineinging.
Auch Jerry verschwand vom Dach, blieb neben Tokata stehen, so dass sie von Haus her nicht entdeckt werden konnten, aber in seine Augen trat wieder der metallene Glanz.
Jerry konzentrierte sich auf Malligan.

***

In schweren Tropfen fiel das Blut auf den Tisch!
Im ersten Augenblick wagte niemand, sich zu rühren. Elaine und selbst Smith standen unter dem Schock. Alles war so plötzlich über sie gekommen.
Steif wie ein Brett hockte Malligan auf seinem Stuhl. Die Augen waren ihm aus den Höhlen getreten, der Mund stand halb offen, die Hände hatte er um die Tischkante geklammert.
Elaine hockte ihm gegenüber. Auch sie war bleich geworden. In ihren Augen flackerte die Panik.
»Kirk!« flüsterte sie. »Mein Gott, Kirk, was ist…?«
Malligan schüttelte nur den Kopf. Er wollte sprechen, mühte sich ab und öffnete unter ungeheuren Schwierigkeiten stehend den Mund.
Blut…
Wieder sahen beide das Blut. Jetzt rann es aus seinem Mund und benetzte das Kinn.
»Ahhhgggrrr!« Elaine hatte sich nicht mehr halten können. Ihre Panik wollte sich in einem Schrei entladen, doch Smith reagierte eiskalt. Seine Handkante wischte nach unten.
Er wusste, wohin er zu schlagen hatte.
Elaine Parker bäumte Sich noch einmal auf und brach dann zusammen. Seitlich fiel sie auf die Eckbank.
Ein schreckliches Stöhnen ließ Smith herumfahren. Malligan hatte es ausgestoßen.
Smith sah den Grund.
Nicht nur aus Mund und Nase rann das Blut, sondern auch aus den Augen.
Schaudernd wandte sich Smith ab.
Da krachte Malligan zu Boden. Mit angewinkelten Beinen lag er auf der Erde, das Gesicht blutüberströmt.
Smith drehte sich um und ging neben dem Mann in die Knie. Er fühlte nach dem Puls.
Nichts — der Puls schlug nicht mehr. Kirk Malligan war tot. Das Schicksal hatte ihn ereilt, und Smith wusste auch, wen er dafür verantwortlich machen konnte.
Jerry Peters!
Er hatte zugeschlagen.
Dem abgebrühtem Smith lief eine Gänsehaut über den Rücken. Für Sekunden schloss er die Augen. Verdammt, das war hart gewesen, und er ahnte, dass es noch härter kommen würde. Er verfluchte den Job und wünschte sich in die Wüste von Nevada, um dort in den unterirdischen Raketenstationen herumzuspionieren.
So idyllisch dieses Dorf und die Landschaft auch wirkten, so grauenvoll war es.
Er schaute auf die Leiche. Sie mußte verschwinden. Sollten die

Bullen noch einmal zurückkommen, so durften sie keinen Verdacht schöpfen. Aber wohin mit dem Toten?

Er sah auch die Dusche, die einen Vorhang besaß. Dort konnte er den Toten hineinwuchten.

Gedacht, getan. Als er fertig war und den Vorhang zugezogen hatte, sah er die Flecken an seinen Mantelärmeln. Dort hatte er sich verschmiert. Die würden eintrocknen. Aber das Blut auf dem Boden und dem Tisch musste weg.

Ein Stöhnen wies ihn daraufhin, dass die Frau soeben aus ihrer Bewusstlosigkeit erwachte. Sie drückte sich von der Bank hoch, verzog das Gesicht und blieb schwankend sitzen.

Überrascht schaute sie sich um, aber auch verständnislos.

Smith setzte sich neben sie. »Sind Sie in Ordnung?« fragte er und rollte dabei das R sehr stark.

»Ja, ja. Was ist?«

»Sie müssen hart sein.«

Elaine schaute Smith an. Dabei drehte sie zu hastig den Kopf und verzog das Gesicht, weil Schmerzen ihren Schädel durchzuckten. »Wo ist Kirk Malligan?«

»In der Dusche.«

»Was?«

»Er ist — tot.«

Jetzt war es heraus, und Smith hockte gespannt da, um sofort zuschlagen zu können, falls die Frau falsch reagierte und einen Schreikampf bekam.

Doch sie hielt sich, und sagte nichts. Vorerst nichts. Sie starrte nur auf den Tisch und sah das Blut, das sich auf der Plastikdecke verteilt hatte.

»Haben Sie ihn…?« drang es tief aus ihrer Kehle.

»Nein, ich war es nicht.«

»Wer dann?«

»Können Sie sich das nicht denken?«

»Jerry, nicht wahr?« Sie sprach abgehackt und tonlos, ohne Modulation in der Stimme, wobei sie jetzt mit starrem Blick ins Leere stierte.

»Er war es.« Smith hielt der Frau die Zigarettenschachtel hin. Sie nahm das Stäbchen, zerbrach es und schleuderte die Reste auf den Tisch. »Er hat mein Leben zerstört!« flüsterte sie. »Ich hasse ihn, verdammt, ich hasse ihn!«

Sie wollte schreien. Smith bemerkte es rechtzeitig und verschloss mit seiner Hand ihren Mund.

Elaine aber sackte zusammen und begann zu weinen. Erst jetzt drang die natürliche Reaktion durch.

Smith ließ sie, obwohl die Zeit drängte. Aber mit einer

nervenschwachen Person konnte er nichts anfangen.

Schließlich hatte sich Elaine wieder gefangen.

»Wir müssen das Blut wegwischen«, sagte der Mann.

»Das Blut?« Die Frau sprach so, als hätte sie gar nichts gehört. Sie schaute ins Leere: Smith schüttelte sie. »Ja, verdammt, das Blut. Holen Sie einen Eimer und einen Wischer.«

»Sicher.«

Smith rückte zur Seite, damit sie aufstehen konnte. Dabei ging sie wie eine Marionette, die von irgendeinem Lenker geleitet wurde. Smith hatte das Gefühl, ihre Beine würden gar nicht zum Körper gehören. Sie verließ das Zimmer. Der Agent folgte ihr sicherheitshalber, doch die Frau war nur in der kleinen Diele vor einem Einbauschrank stehengeblieben, hatte die Tür aufgezogen und holte das Putzzeug hervor. Sie besaß noch einen alten Metalleimer.

Ihn ließ sie zur Hälfte mit Wasser vollauf en, feuchtete den Aufnehmer an und wischte über den Boden.

Smith zog die Tischdecke ab. Er befreite sie notdürftig vom Blut und stopfte sie in den Mülleimer.

Elaine mußte noch dreimal frisches Wasser holen, dann hatte sie den Boden befreit.

Smith war zufrieden. So langsam beruhigte er sich wieder. Er schaute auf sein Chronometer.

Schon zwanzig Uhr.

Bald musste etwas geschehen, dieses Warten hier machte ihn noch verrückt. Plötzlich schrie Elaine Peters auf. Smith fuhr herum.

Die Frau stand in der Mitte des Raumes und hatte die Hände in ihr Haar gekrallt.

»Was ist los?«

»Er hat mich gerufen.«

»Wer? Jerry?«

»Ja, er.«

»Und was will er?«

Sie schaute ihn an. Lauernd und fordernd. »Er will, dass ich sofort zu ihm komme.«

»Und? Gehen Sie?«

»Ja, ich muss doch oder nicht?« Staunend schaute Elaine Peters den Fremden an.

Smith grinste. »Klar müssen wir. Kommen Sie, meine Liebe, auch ich kann es kaum erwarten…«

***

Es war die Ruhe vor dem Sturm.

Eine trügerische, gefährliche Ruhe, die sich über den kleinen Ort Oakville gelegt hatte.

Inzwischen wußten wir auch, dass nicht allein die Brücke eingestürzt war, sondern dass es auch vier Tote und mehrere Verletzte gegeben hatte.

Allgemein rätselte man über die Ursache. Wir wussten es besser, hüteten uns jedoch, etwas zu sagen.

Die Polizisten waren aus dem Ort abgezogen worden. Sie mussten helfen. Nur Crane, Horn, Suko und ich waren geblieben. Wir hatten unser Hauptquartier in der kleinen Polizeidienststelle aufgeschlagen.

Cranes Beine lagen auf dem Schreibtisch. Ein Zigarillo klemmte in seinem Mundwinkel.

Er starrte nur das Telefon an. Crane wartete auf eine Nachricht, die ihm sagen sollte, wo sich Jerry Peters befand, damit er ihn abholen konnte.

Aber der Apparat blieb stumm.

Jack Horn spielte mit seiner Waffe. Es war ein 38er Smith & Wesson und roch nach Öl.

Mich machte die Warterei nervös. Ich spürte, dass irgendetwas geschehen war und noch geschehen würde, und das Herumsitzen hier trieb mich fast zum Wahnsinn.

Suko dachte ähnlich wie ich, das sah ich an seinem Blick. Schließlich hielt ich es nicht mehr aus und erhob mich.

Sofort schaute mich Crane an. »Was ist los, Sinclair? Wollen Sie uns verlassen?«

»Ja, ich mache einen Rundgang.«

Jack Horn grinste. »Wie früher der Sheriff, wie?«

»So ähnlich«

Suko war ebenfalls aufgestanden und kam zu mir. Er wollte mich begleiten.

»Na dann viel Spaß!« rief Crane uns nach, als wir die Tür hinter uns schlossen.

Wir gingen die Treppe hinunter und blieben auf dem schmalen Gehsteig stehen.

»Was hältst du von denen da?« fragte Suko.

Ich atmete tief die kühle Nachtluft ein. Das tat gut nach dem Tabakgestank in der verräucherten Bude. »Nichts«, erwiderte ich auf Sukos Frage. »Wenigstens nicht viel. Sie haben sich nicht geändert. Sind noch so wie ich sie kenne. Kalt, arrogant, überheblich und halten sich für den Nabel der Welt.«

Wir hatten uns ein Stück vom Polizeirevier entfernt. Inzwischen war es Abend geworden, und die Dunkelheit lag über dem Ort wie ein großer Sack. Ich hätte mich gern an der Unfallstelle umgesehen, aber wir konnten hier nicht weg.

Es herrschte noch ziemlich viel Betrieb auf der Straße. Die kleinen Geschäfte waren erleuchtet. Viele Ladenbesitzer blieben in den

Verkaufsräumen, um vielleicht noch etwas mitzubekommen, denn erst vor wenigen Minuten waren wieder zwei Rettungswagen durch den Ort gerast.

Wir hatten uns die Fotos so genau angesehen, dass ich die Kerle auch in natura erkennen konnte, wenn sie vor mir standen. Wir schauten uns immer wieder um, sahen jeden Passanten, der ungefähr in dem Alter war, an.

Niemand der drei ließ sich blicken.

Die Menschen diskutierten, wenn wir mal zufällig ihre Gespräche mitbekamen, über das Unglück.

Das andere war vergessen. Außerdem wussten die meisten gar nicht, welch eine Gefahr über sie schwebte.

»Du kannst sagen, was du willst, John, wohl ist mir nicht bei der Sache.«

Ich gab Suko recht.

Der Chinese grinste. »Ein paar ehrliche Vampire sind mir da schon lieber. Da weiß man, wen man pfählen kann, aber die Fähigkeiten, die dieser Jerry Peters besitzt, die sind grauenhaft. Das ist der wahre Horror, John.«

Suko war ziemlich gesprächig. Er musste sich einfach seine Sorgen von der Seele reden.

Wir hatten unwillkürlich den Weg zu Mrs. Perters' Haus eingeschlagen.

»Willst du da noch mal nachfragen?« erkundigte sich Suko.

Ich nickte. »Bisher hat sie ja nicht angerufen. Ich werde das Gefühl nicht los, dass sie uns etwas verschwiegen hat. Die weiß mehr, als sie zugibt.«

Suko nickte. »Ich hätte auch nicht viel gesagt, wenn mich Typen wie Crane und Horn befragen würden.«

Ich lachte. Der Chinese mochte die beiden einfach nicht. Wir bogen in die schmale, mit Kopfsteinen gepflasterte Gasse ein, wo auch die Vorderseite des Hauses lag, in dem Elaine Peters wohnte. Eine einsame Laterne leuchtete schwach.. Auch hinter den Fenstern der Wohnungen brannte kaum Licht. Und wenn, dann wurde es von den Vorhängen oder Blendläden gefiltert.

Obwohl wir schon mal hier gewesen waren, fand ich nach einigen Suchen erst den Klingelknopf. Elaine Peters lebte in der ersten Etage, die Leute unten waren nicht da, wie man mir gesagt hatte, aber auch bei Elaine Peters meldete sich niemand.

Wir schauten an der Hauswand hoch. Alles war dunkel An der Rückseite ebenso.

Ich blickte Suko an. »Die haben uns geleimt. Ich bin mir fast sicher, dass sie sich mit ihrem Sohn getroffen hat.«

»Mann, das wäre ein Ding. Aber was können wir tun?«

»Unseren Freund suchen.«
»Und wo?«
»Frag mich was Leichteres.«
Wir verließen die Gasse wieder. Es hatte wohl keinen Sinn, wenn wir Leute befragten. Es war fraglich, ob Elaine Peters gesehen worden war.
»Von Tokata haben wir auch nichts gesehen«, meinte Suko.
»Hör auf, Jerry Peters reicht mir.«
»Das allerdings.«
Wir erreichten wieder den Ortskern. Hier herrschte mehr Betrieb, und es waren auch mehrere Fahrzeuge unterwegs. Unter anderen sah ich zwei junge Männer, die auf ihren Motorrädern hockten und aus einer Seitengasse herausfuhren.
Wir sahen es genau, weil wir der Einmündung der Gasse genau gegenüberstanden und ebenfalls die Straße kreuzen wollten.
Die Motorradfahrer waren schneller. Sie gaben Gas.
Zuviel Gas!
»Verdammt, was machen die«, zischte Suko.
Da hörten wir schon die Schreie, und ich sah die Szene vor mir wie einen bösen Film.
Als würden unsichtbare Hände die beiden Krafträder anschieben, so rasten sie nach vorn.
Die Fahrer waren völlig überrascht worden. Sie hockten auf den Feuerstühlen und krallten sich verzweifelt am Lenker fest.
Wie ein Sturmwind wurden die Maschinen vorgefegt und an uns vorbei. Sie drehten sich dabei um die eigene Achse, kippten aber nicht um, sondern schleuderten weiter auf einen anfahrenden PKW zu, dessen Fahrer die Augen weit aufriss, bremste und seine Hände vor's Gesicht schlug.
Jeden Augenblick mußte der Zusammenprall erfolgen.
Das geschah nicht.
Plötzlich wirbelten Mensch und Maschine hoch, sie hoben wirklich vom Erdboden, wurden in die Luft geschleudert, kippten wieder ab und rasten auf einen Lebensmittelladen zu.
Der Besitzer konnte seinen Laden noch schreiend verlassen, als es geschah.
Mit full Speed knallten die beiden Motorradfahrer in die breite Scheibe des Ladens.
Es war wirklich wie im Kino, fehlte nur die Zeitlupe. Wir hörten das Platzen und Knallen des Glases, plötzlich spritzten die Splitter, ein glitzernder Regen ergoß sich in die zerstörte Auslage und fiel auch auf den Gehsteig, während die beiden Fahrer in das Geschäft hineinrasten und dort mit ihren Maschinen in die vollen Regale dröhnten.
Der Krach, die Schreie und das Heulen der Motoren wurden zu einem

wahren Inferno.

Suko und ich rannten los. Wir hatten als erste die Erstarrung überwunden. Ein paar verstörte Gaffer, die sich uns in den Weg stellten, drückten wir zur Seite.

Erst jetzt gellten die ersten Schreie. Und nicht nur von entsetzten Zuschauern ausgestoßen, sondern auch von den beiden Fahrern, die in das Geschäft gerast waren und dort abgeräumt hatten.

Die Tür war heil geblieben, weil der Besitzer durch den Eingang die Flucht gesucht hatte.

Sie stand sogar offen, und wir sprinteten in den Laden.

Zuerst sahen wir die beiden Hondas. Sie lagen auf der Seite. Beide Räder drehten sich noch, ein Motor röhrte.

Die Fahrer waren von ihren Maschinen geschleudert worden. Einer lag quer über einer großen Verkaufstheke und stöhnte. Suko kümmerte sich um ihn, ich nahm mir den zweiten vor.

Der junge Mann schrie. Er lag in so verrenkter Haltung, dass mir der Grund des Schmerzes bekannt war. Der Fahrer hatte sich einen Arm gebrochen.

Ich kniete mich neben ihm. Zum Glück hatten beide Helme getragen, und die hatten viel abgehalten. Schmerz und Panik spielten sich in den Augen des jungen Mannes wider.

Ich sprach beruhigend auf ihn ein. Suko kam zu mir. »Was ist mit ihm?«

»Wahrscheinlich Armbruch.«

Der Chinese nickte. »Der andere hat zum Glück nur einen Schock bekommen.«

»Peters scheint es auf junge Leute, die in seinem Alter sind, abgesehen zu haben«, sagte ich. »Das hat sicherlich einen Grund.«

»Vielleicht Rache«, vermutete mein Freund.

»Genau.«

Inzwischen waren auch die ersten Einwohner in den Laden gekommen. Sie standen dicht hinter der Tür. Wir sahen bleiche, erschreckte Gesichter, doch niemand tat etwas.

»Gibt es keinen Arzt?« rief ich.

»Nein, die beiden sind an der Brücke.«

»Dann holen Sie einen zurück!« rief ich.

Jemand rannte weg.

Der Verletzte wimmerte leise vor sich hin. In mir stieg die Galle hoch. Eine ungeheure Wut erfasste mich. Dieser verdammte Peters war ein Teufel. Man musste ihm das Handwerk legen. Aber wie, denn ich wusste nicht, wie ich an ihn herankommen konnte.

Wo hielt er sich verborgen?

Wir gingen wieder nach draußen. Crane und Horn rannten quer über die Straße, wo der Verkehr zum Erliegen gekommen war. Ein Stück

weiter befand sich auch der Marktplatz, wo der Vauxhall parkte.
»Was ist passiert?« schnarrte Colonel Crane ein wenig atemlos vom Laufen.
»Peters hat wieder zugeschlagen. Zwei Motorradfahrer sind in die Scheibe eines Lebensmittelgeschäfts gerast.«
»Tote?«
»Zum Glück nicht.«
Ted Crane fluchte wie ein alter Seemann. Dann lief er in den Laden. Wir blieben draußen.
In meinem Gehirn überschlugen sich die Gedanken. Es mußte einfach möglich sein, diesen Jerry Peters zu finden. Er konnte sich doch nicht in Luft aufgelöst haben. Irgendwo in Oakville musste unser Gegner stecken.
Ich begann, mir Vorwürfe zu machen. Wir hätten nicht untätig herumsitzen, sondern Nachforschungen anstellen sollen. Leute befragen, die früher mit Jerry Peters zu tun gehabt hatten. Vielleicht hätten die uns einen Hinweis geben können. Jetzt war es zu spät.
Peters hatte schon zugeschlagen, und er würde es auch weiterhin tun, davon war ich fest überzeugt.
Wo steckte er und die beiden anderen Gedanken-Killer?
Plötzlich zuckten wir zusammen.
Jeder, der sich auf der Straße befand, hatte wohl das Geläut der Glocken gehört, dessen Echo schwer und dumpf über die Straße und den Ort hallten.
Nicht wenigen lief eine Gänsehaut über den Rücken, und alle schauten zur Kirche hin.
Jeder von uns sah aber auch das Gesicht mit den beiden Hörern, das für einen kurzen Moment am Himmel schwebte und dann verblasste.
Asmodina!
Sie hatte eingegriffen. Mein Gesicht verkantete sich. Jetzt wurde die Auseinandersetzung noch härter. Auch sie schien sich für die Menschen zu interessieren.
Klar, die Gedankenkiller passten ausgezeichnet in ihr höllisches Konzept.
Ich dachte auch an Tokata. Sicherlich hatte der Samurai des Satans seinen Weg zu Jerry Peters und den beiden anderen gefunden.
Die Glocken läuteten noch immer. Die Kirche mit dem spitzen Turm stand am Marktplatz. Besonders fiel das große Kreuz auf, das den Turm schmückte. Und auf dem Kreuz stand ein Wetterhahn.
Es war wohl mehr Zufall, dass ich mir das Kreuz ansah und einen gewaltigen Schrecken bekam.
Bewegte sich das Kreuz nicht?
Ja, es wankte.
Mein, Gott, das würde stürzen.

»Suko!« Meine Stimme klang schrill. Das konnte ich nicht vermeiden. Auch der Chinese sah, was dort auf der Kirche passierte.

Plötzlich bekam das Kreuz Übergewicht. Es waren keine Hände da, die es halten konnten.

Als hätte ihm jemand einen heftigen Stoß gegeben, raste es in die Tiefe.

Genau auf den belebten Marktplatz zu..

***

Die alte Scheune gab es immer noch.

Jerry Peters kannte sie aus seiner Kindheit. Hier hatte er sich immer verkrochen, wenn ihn die anderen zu sehr hänselten. Das Gebäude befand sich gar nicht weit vom Marktplatz entfernt und schloss sich direkt an ein altes Bauernhaus an, das von dem Besitzer aufgegeben worden war. Er hatte vor dem Ort neu gebaut, wo er schneller zu seinen Feldern fahren konnte.

Rhen Golling und Fred Conrad warteten.

Sie hockten auf einer alten Holzbank, der der zweiflügeligen Holztür gegenüberstand.

Als sie das Knarren der Tür vernahmen, horchten und schauten sie auf. Jerry Peters kam.

Aber nicht allein. Er hatte noch jemand mitgebracht. Eine gewaltige Gestalt, die einen widerlichen Geruch ausströmte und in ihrer Größe gerade noch durch die Tür passte.

Rhen und Fred sprangen auf. Instinktiv spürten sie das Fremde, die Feindseligkeit, die die Gestalt ausströmte, und sie stellten sich sofort gedanklich darauf ein, doch sie schafften es nicht, in das Gehirn des Fremden einzudringen: Es ging auch nicht, denn Tokata war kein Mensch, sondern ein untotes Wesen.

Breitbeinig blieb er stehen, während Peters die Tür schloss und dann vor den Samurai trat.

»Er ist mein Freund und heißt Tokata«, erklärte er mit kratziger Stimme. »Er wird uns in unserem Kampf unterstützen, und ich möchte, dass auch ihr Freunde werdet.«

Rhen und Fred nickten zögernd. So ganz konnten sie sich mit dem Gedanken nicht abfinden, wagten aber nichts zu sagen, da Jerry der stärkere war.

Sie konnten ihre schwachen Kräfte noch nicht so steuern und beherrschen, bei ihnen war es nicht so weit. Die Wissenschaftler hatten sich mehr um Jerry gekümmert, obwohl sie mit ihnen auch schon kleinere, erfolgreichere Experimente durchgeführt hatten.

Sie nickten.

Jerry lächelte. »Dann bin ich ja zufrieden«, sagte er und schaute sich um. »Wo sind die Lampen?«

Seine beiden Freunde bückten sich und holten unter der Bank die Petroleumleuchten hervor. Sie trugen jeweils zwei. Jerry entzündete ein Streichholz und steckte die Dochte der alten Leuchten an.

Dann stellten er und seine Freunde die Lampen an den vier Ecken der Scheune auf.

Das Licht war zwar nicht sehr hell, aber es schuf eine geheimnisvolle, düstere Atmosphäre, ließ einige Stellen der Scheune im Dunklen und leuchtete andere wiederum geisterhaft rötlich an.

Jerry erkundigte sich, wie es seinen beiden Partnern ergangen war. Sie hatten kaum Schwierigkeiten gehabt und die Scheune sofort gefunden.

Peters nickte. Dann lachte er meckernd. »Ja«, sagte er, »so soll es sein. Alles hat bisher wunderbar geklappt. Jetzt kommt die Zeit meiner Rache. Zuerst werde ich meine Mutter holen.. Der Mann, mit dem sie zusammengelebt hat, existiert nicht mehr. Nun aber ist sie an der Reihe. Und dann werde ich der Stadt beweisen, was es heißt, mich fertigzumachen und zu hänseln. Sie alle bekommen meine Rache zu spüren. Ich werde mit ihnen spielen, ihre verdammten Häuser, auf die sie so stolz sind, einstürzen lassen und eine Panik entfachen, wie es sie noch nie gegeben hat.«

Während dieser Worte begannen sich seine Augen wieder zu verändern und die Pupillen wurden zu flachen, silbrig schimmernden Scheiben.

Jeder hörte das Läuten der Glocken.

Jerry Peters lachte. »Ich habe soeben die Rache eingeläutet«, flüsterte er. »Macht ihr mit?« wandte er sich an seine beiden Freunde.

Die nickten zögernd.

Tokata aber zog sein Schwert. Er ließ die Klinge einmal kreisen und stieß einen dumpfen Schrei aus.

Jerry lachte. »Er ist der beste Partner«, sagte er und schaute Tokata an.

Rhen und Fred waren davon überzeugt, dass er ein guter Partner war. Doch für sie beide sicherlich nicht, denn Jerry Peters war ihnen über den Kopf gewachsen.

***

Smith kannte das Spiel.

Er spielte voll die Routine eines langjährigen Geheimdienstmannes aus und blieb so bei der Frau, dass er selbst nicht gesehen werden konnte. Er hielt sich immer im Hintergrund.

Dabei hatte er die rechte Hand in seine Manteltasche vergraben. Dort umklammerten die Finger den Griff des schallgedämpften Revolvers.

Sollte irgendetwas passieren, würde er sofort schießen. Und er verließ sich auf diese Waffe, denn sie war mit Dum-Dum-Geschossen

geladen. Normale Kugeln, deren Spitzen er abgefeilt hatte. Damit wollte er auch dem Gedanken-Killer entgegentreten.

Elaine Peters schien ihn vergessen zu haben. Nicht einmal drehte sie sich nach dem Ostagenten um, der Mühe hatte, ihr auf den Fersen zu bleiben, denn sie eilte durch das Dorf wie von Furien gehetzt.

Sie hatte sich einen dunklen Mantel übergeworfen und das Haar mit einem Kopftuch bedeckt. Ihre Schritte waren nicht groß, dafür aber schnell.

Und sie kannte sich aus.

Smith fluchte, als er zum zweitenmal innerhalb kurzer Zeit über einen Zaun steigen musste und sein Mantel an den spitzen Stäben hängenblieb. Fast hätte er ihn zerrissen.

Wie Diebe schlichen sie durch einen Garten und hörten kurz darauf das drohende Knurren eines Hundes.

Die Frau blieb stehen.

Der Hund sprang sie an.

Smith sah den Schatten, wie er vom Boden abhob und gegen die Elaine Parker prallte. Er selbst kam nicht so schnell weg, weil die feuchte Unterlage keine ideale Startposition bildete, doch als er Elaine dann erreicht hatte, reagierte er eiskalt.

Der Hund lag über der Frau. Er hatte den Rachen aufgerissen und war bereit, sofort zuzubeißen, sollte Elaine eine falsche Bewegung machen.

Smith trat ihn wuchtig in die Flanke.

Das Tier jaulte auf und wurde von der Frau heruntergeschleudert. Knurrend drehte es sich auf der Stelle und wollte den Mann angreifen. Da kam er bei Smith gerade an den richtigen.

Der hielt die schallgedämpfte Waffe schon schussbereit und drückte ab.

Er benutzte einen besonderen Schalldämpfer, der Schuss war so gut wie gar nicht zu hören, aber die Kugel traf.

Das vorn abgefeilte Geschoss stoppte den Hund. Er zuckte noch einmal und starb.

»Das war's«, sagte Smith und half Elaine Parker hoch. »Glück gehabt, Lady.«

Sie schaute ihn an, ohne ihn richtig zu sehen. Elaine Parker schien mit ihren Gedanken in einer völlig anderen Welt zu weilen. Als sie stand, zitterte sie.

»Geht's?« fragte Smith.

Sie nickte nur und schüttelte seine Hand ab. Hastig ging sie weiter. Elaine Parker hielt sich mehr rechts, wo das Nachbargrundstück lag. Wieder überkletterten sie einen Zaun, standen auf einer Wiese und erreichten einen schmalen Weg, der parallel zur Wiese führte und von alten Scheunen und Gebäuden markiert war.

Smith blieb plötzlich stehen. Er glaubte, ein fernes Splittern gehört zu haben und vernahm auch Schreie und Rufe. Irgendetwas musste direkt im Ort passiert sein, doch er hatte nicht die Zeit, sich darum jetzt zu kümmern.

Er musste weiter.

Smith hatte Mühe, die Frau einzuholen. Er sah nur ihren Schatten, der sich schwach vom dunklen Weg abhob.

Wenn doch nur schon alles vorbei wäre, dachte Smith. Ihm fiel auch sein Kontaktmann ein, den er hier in der Stadt hatte. Der hatte sich allerdings noch nicht gemeldet. Die beiden standen per Sprechfunk in Verbindung. Jeder besaß ein Walkie-talkie und sollte dem anderen sofort melden, wenn sich eine heiße Spur ergeben hatte.

Smith hatte es versucht, doch keine Antwort bekommen. Er hoffte nur, dass dem anderen nichts passiert war. Gerade in diesem Fall kam es auf Teamarbeit an, ansonsten arbeitete Smith lieber allein und gegen alle Regeln.

Plötzlich blieb Elaine Peters stehen und drehte sich um. Mit einem gleitenden Schritt stand Smith neben ihr.

»Ist was?« flüsterte er.

Sie nickte, streckte ihren Arm aus und deutete nach vorn. »Die Scheune ist es.«

Smith riss die Augen weiter auf. Als hoher dunkler Schatten hob sich das Gebäude neben dem flacheren Bauernhaus ab. Es machte irgendwie einen drohenden Eindruck, was auch daran liegen konnte, dass Smith trotz der äußerlichen Kühle, die er ausstrahlte, innerlich nervös war.

»Gehen Sie vor!«

»Und Sie?« Elaine schaute ihn an. Ihre Augen glänzten seltsam in der Dunkelheit.

»Ich komme schon zurecht.«

Sie nickte und lief los. Schnell und zielstrebig. Bis zum Bauernhaus blieb Smith an ihrer Seite, dann jedoch schlug er den Weg nach rechts ein und lief um das Haus herum, weil er gern an die Rückseite der Scheune gelangen wollte.

Er erreichte sein Ziel, als Elaine Peters vorn an der Tür stand und dreimal dagegenschlug.

Jetzt kam es darauf an. War die Scheune besetzt?

Ja, sie war es. Deutlich vernahm der Agent, wie die Tür geöffnet wurde und sie in den Angeln knarrte. Und er horte sogar die Stimme des jungen Mannes.

»Hallo Mutter. Ich freue mich, dass du gekommen bist. Tritt ein, wir werden Spaß haben.«

Der reine Zynismus sprach aus den Worten Jerrys. Selbst Smit zog ein bedenkliches Gesicht, obwohl ihm die Frau im Prinzip völlig egal

war. Er dachte nur an seinen Job.
Smith hockte sich hin und zog das Sprechgerät hervor. Er ging auf Empfang.
Jetzt musste sein Partner den Piepton hören und sich melden. Aber nichts geschah.
»Verdammt!« zischte Smith durch die Zähne hervor, »warum meldet sich der Hund nicht?«
Er versuchte es ein zweitesmal und bekam noch immer keine Antwort. Wütend steckte er das Gerät wieder weg. Okay, wenn der nicht, wollte, musste er es eben allein durchstehen.
Sein Blick glitt über die Wand der Scheune.
Das Holz hier war rauh. Einige Splitter standen weit vor, aber es gab keinen zweiten Eingang und auch keine Fenster. Nur oben, dicht unter dem baufälligen Dach, befanden sich ein paar offene Luken, aber dort konnte Smith nicht einsteigen. Sie waren für ihn einfach unerreichbar.
Vor Wut biß er sich auf die Lippen und glitt ein paar Schritte zurück. Alles wies darauf hin, dass er gezwungen war, den vorderen Eingang zu nehmen.
Und das gefiel ihm überhaupt nicht.
Der Agent drehte sich um. Er musste den gleichen Weg wieder zurück und um das Bauernhaus herumgehen.
Da kam ihm die Idee. Früher hatte es zwischen den Haupthäusern und den Scheunen eine Verbindung gegeben. Warum sollte das hier anders sein. Ein schmales Grinsen huschte über seine Lippen, als er sah, dass es eine rückwärtige Tür gab, durch die er das Bauernhaus betreten konnte. Die Tür war zwar verschlossen, aber zur Ausrüstung eines Agenten gehörte immer ein gutes Einbrecherwerkzeug. Smith war mit dem besten ausgestattet. In Sekundenschnelle hatte er das Schloss offen.
Nichts stand mehr einem Eindringen im Weg.
Auf Zehenspitzen huschte der Agent in das Innere des Bauernhauses. Es roch stickig und nach Staub. Spinnennetze hingen von der Decke. Die feinen Fäden streiften sein Gesicht, und der Agent spie aus.
Auf dem Boden lag ebenfalls der Dreck, der unter seinen Schuhsohlen knirschte, als er durch eine Waschküche ging, seine Lampe hervorholte, sie einschaltete und der helle Strahl auf eine weitere Tür fiel, die schief in den Angeln hing und offenstand.
Dahinter führten drei Steinstufen in die höher gelegene Küche.
Smith deckte den Lampenstrahl mit der Handfläche ein wenig ab, bevor er den Arm im Kreis drehte.
Die Küche war sehr groß. Fingerdick lag der Staub auf dem Boden, der aus ehemals roten Fliesen bestand, die allerdings jetzt eine graue Farbe angenommen hatten.
Die Eigentümer hatten nichts dagelassen, als sie ausgezogen waren.

Nur ein steinernder Kamin wies daraufhin, dass hier einmal gekocht worden war.

Die Scheune lag rechts von ihm. Aber Smith sah keinen Durchgang. Es führte wohl eine Tür zur anderen Seite hinaus, aber dort ging es in die obere Etage. Der Agent sah den Ansatz einer Treppe.

Er ging wieder zurück in die Waschküche. Hier schaute er sich noch einmal genauer um.

Da sah er die Tür.

Direkt neben einer verbeulten Zinkbadewanne, die schräg stand, da sie nur noch drei Beine besaß.

Smith schaute sich die Tür an. Sie schien verschlossen zu sein, aber das Schloss stellte kein Problem da. Er legte sein Ohr an die Tür und lauschte.

Nichts zu hören.

Dafür vernahm er ein anderes Geräusch.

Hinter sich.

Gefahr!

Smiths Nackenhaare stellten sich quer. Trotzdem blieb er eiskalt. Er hatte nicht umsonst bereits zahlreiche Schlachten hinter sich und reagierte nie überhastet.

Plötzlich wirbelte er herum, riss gleichzeitig die Waffe aus der Manteltasche — und erstarrte.

Vor ihm stand ein Ungeheuer.

Tokata!

***

Mein Warnschrei zitterte über die Straße. Ich hatte mich so angestrengt, dass meine Stimme fast überkippte.

Die Menschen hörten ihn, aber sie begriffen nicht. Und als sie die Gefahr erfassten, da war es zu spät.

Das schwere Eisenkreuz hämmerte zu Boden, hieb in den Asphalt und riß dort eine tiefe Furche. Die Gegenwucht schleuderte es wieder hoch, das Kreuz überschlug sich sogar noch einmal, tickte wieder auf und hieb in zwei parkende Wagen hinein, die es bis zum Totalschaden zerstörte.

Und dennoch hatten wir Glück. Vielleicht hatte auch der Herrgott ein Einsehen gehabt.

Das Kreuz tötete niemand!

Die Menschen kamen mit dem Schrecken davon. Und das im wahrsten Sinne des Wortes, denn sie standen auf dem Fleck wie angenagelt und konnten sich kaum rühren.

Mir zitterten auf einmal die Knie.

Auch mir steckte der Schock in den Knochen, aber auch die Erleichterung machte sich breit.

»Mein Gott!« stöhnte Suko neben mir.
Und Colonel Crane war blass geworden. Selbst ihn, den harten, hatte es erwischt. Fahrig wischte er sich über die Stirn.
Neben ihm stand Jack Horn. Er fummelte in einer Tasche herum, als wollte er irgendetwas herausziehen, kam jedoch nicht dazu, denn jetzt drehten die Leute durch.
Endlich hatte sich der Schock gelöst. Sie schrien.
Plötzlich rannten sie durcheinander, der Marktplatz leerte sich, und nur noch die Fahrzeuge standen herum, zwei davon völlig zerstört. Das Kreuz hatte sie zusammengedrückt und lag jetzt auf dem Blechwulst ihrer Dächer.
Ich sah auch den Pfarrer kommen, einen älteren Mann, der laut lamentierte und die Hände rang.
»Peters!« knirschte Colonel Crane. »Dieser verdammte Hund, der legt noch die Stadt in Trümmer.«
»Hoffen wir, dass es niemals so weit kommt.«
Die Menge war kaum zu beruhigen. Sie hatte erst den Anfang erlebt, das war mir klar.
Und es würde weitergehen, noch härter, noch grausamer. Wir standen allein auf weiter Flur und konnten nichts tun, denn wir wussten nicht, wo sich Peters versteckt hatte.
Mit wem konnte man reden?
Nicht mit den Leuten, sie waren zu nervös, zu aufgeregt, die waren gar nicht in der Lage, einen klaren Satz herauszubringen. Aber mir fiel der Pfarrer auf. Er war zwar auch nervös, doch er hatte sich bereits wieder gefasst.
Ich drängte mich zu ihm durch, denn er war von einer Menschentraube eingeschlossen.
Suko blieb mir auf den Fersen, während die Männer vom Secret Service sich zurückhielten.
Das war auch gut so.
Schon oft hatten mir Geistliche entscheidende Hinweise gegeben. Das war auch bei dem ersten Auftauchen des Todesnebels so gewesen. Ich hoffte auch hier auf Unterstützung.
Ich rief ihn an.
Erst hörte er nicht, weil zahlreiche Menschen auf ihn einsprachen, dann wandte er den Kopf und sah mich.
»Kann ich Sie mal sprechen?«
Der Pfarrer wollte den Kopf schütteln, aber es muß wohl etwas in meinen Augen gestanden haben, das seinen Entschluss änderte. Er nickte und drängte sich durch die Menge.
»Wer sind Sie?« fragte er.
Ich sagte Name und Beruf.
»Oh, Scotland Yard.« Der Pfarrer zeigte sich sehr überrascht. »Ich

habe gar nicht gewußt, dass sich bereits diese berühmte Polizeitruppe um den Fall kümmert.«

»Es ist ja auch erst seit einigen Stunden:«

Der Geistliche schaute sich um. »Am besten, wir gehen in mein Haus, Mr. Sinclair. Hier haben wir sowieso keine Ruhe.«

Da hatte mir der gute Mann aus der Seele gesprochen. Wir waren zum. Glück von Crane und Horn getrennt worden. Die beiden sahen nicht, dass wir quer über die Straße schritten und der Kirche zustrebten. Wir passierten dabei auch die zerstörten Wagen.

Noch im Nachhinein rann mir ein Schauer über den Rücken, als ich den Haufen Blech sah.

Der Pfarrer stellte sich auch vor. Er hieß Earl Cedrick. Ich hatte noch nie einen Menschen gesehen, bei dem alles in Bewegung war, wenn er ging.

Bei dem Pfarrer war dies der Fall. Da bewegten sich die Schultern, die Beine sowieso, der Kopf und auch die Arme. Der Mann war ein Beatle mit Schiebedach. Er trug das Haar hinten so lang, dass er es bis nach vorn über die kahle Stirn kämmen konnte.

Das Pfarrhaus war klein. Und es befand sich direkt an der Kirche. Als wir eintraten, läutete das Telefon. Der Pfarrer nahm ab und stellte die Glocke leiser.

»Damit wir nicht gestört werden«, sagte er lächelnd.

Ich musste grinsen.

In seinem Arbeitszimmer bot er uns Platz in bequemen, hochlehnigen Ledersesseln an.

Ich saß dem Fenster gegenüber und konnte in den Garten schauen, wo die Zweige eines Baumes gegen die Scheibe kratzten.

Schon beim ersten Wortwechsel hatte ich zu Earl Cedrick Vertrauen gefasst, und ich legte dem Geistlichen den Fall dar, so wie ich ihn kannte.

Der Pfarrer hörte genau zu. Hin und wieder nickte er, und als ich meine bewusste Frage stellte, glitt ein Lächeln, über seine Lippen.

»Ja, Sie haben gut gedacht, Mr. Sinclair Kompliment. In der Tat weiß ich einiges über den tragischen Fall des Jerry Peters.«

»Ich hoffe, Sie halten uns nichts vor«, sagte ich:

»Nein, nein, da fällt nichts unter das Beichtgeheimnis. Aber in Anbetracht der Gefahr… doch lassen wir das. Man hat mit dem Jungen wirklich sein Spiel getrieben. Ich kenne ihn seit seiner Geburt. Er wuchs hier auf und trat auch bald einer Jugendgruppe bei. Allerdings konnte er sich nie in die Gemeinschaft so recht einfügen. Jerry war immer ein Einzelgänger. Er spielte für sich, und auch als er älter wurde, da war er immer allein. Nur mit den Tieren verstand er sich gut. Sie gehorchten ihm aufs Wort. Er konnte sie tatsächlich hypnotisieren, ihnen seinen Willen aufzwingen. Das merkten wir, und

ich knöpfte ihn mir vor. Er berichtete mir von seiner seltsamen Gabe, über die er nicht einmal besonders glücklich war. Ich wies ihn darauf hin, dass der Herrgott jedem eine Gabe mitgibt, er hatte nun eine besondere. Immer mehr wurde er zum Einzelgänger, man sah ihn nicht mehr in der Gemeinschaft. Er trieb sich meist auf den Feldern herum oder strolchte abends durch den Ort. Von vielen wurde er schief angesehen, einige hielten ihn für verrückt und zeigten dies auch offen. Besonders die Jungen und Mädchen in seinem Alter. Nur sein Vater hielt zu ihm, seine Mutter sah ihn immer als einen Störfall an. Sie war ein Leichtblut, wenn ich das mal so sagen darf, darunter hat der Junge auch sehr gelitten. Als sie sich von ihrem Mann trennte, war es für Jerry ein Schock. Er drehte durch, hetzte plötzlich Tiere auf die Menschen, machte die Hunde verrückt, so dass es in Oakville zu einigen unangenehmen Vorfällen kam. Seine Mutter drückte durch, dass sie ihn in eine Anstalt steckten, und das hat der Junge ihr niemals vergessen. Und jetzt ist er zurückgekommen, aber diesmal als kleiner Teufel.«

Das war eine lange Rede, die der Pfarrer uns da gehalten hatte und sicherlich auch eine interessante, aber mich brachte sie in meinen Nachforschungen um keinen Deut weiter.

»Da Sie Jerry Peters so gut kennen, Herr Pfarrer, möchte ich gern von ihnen wissen, wo sich der junge Mann unter Umständen verborgen halten könnte.«

»Das weiß ich auch nicht.«

»Denken Sie bitte nach. Erinnern Sie sich. Mit wem war er früher zusammen, wo hat er sich des öfteren aufgehalten?«

»Da gab es einige Plätze.«

»Die Sie schon wissen.«

»Ja.«

»Und hat er einen Platz bevorzugt oder war er nur zu Hause?«

»Nein, Sir, das nicht. Er verstand sich ja nicht mit Seiner Mutter. Da konnte er gar nicht zu Hause bleiben. Er musste ja raus.« Der Geistliche legte die Stirn in schwere Denkerfalten. »Tja, wo war er denn nun?«

Er nagte an seiner Unterlippe. »Bei den Bauern hat er sich auch oft herumgetrieben, weil die ja Tiere besaßen und besonders oft war er bei den Mortons.«

»Könnte er da jetzt auch sein?« hakte ich nach.

»Nein, das geht nicht. Die sind ja ausgezogen. Haus und Scheune stehen leer.«

Ich sprang auf. »Was sagen Sie da?«

»Ja, die Häuser stehen leer. Da ist niemand mehr hingezogen, das wollten die meisten auch nicht. Aber glauben Sie denn, dass sich Jerry dorthin hätte ver…«

»Und wie ich das glaube. Beschreiben Sie mir den Weg.«
»Das will ich gern tun.«
Suko und ich hörten aufmerksam zu. Wir machten uns sogar Notizen, damit wir nichts vergaßen.
Dann gingen wir.
Der Pfarrer wollte erst mit, doch wir rieten ihm ab. Er blieb schließlich.
»Endlich eine Spur!« rief ich, als ich mit Suko aus dem Haus stürmte und wir fast Colonel Crane und seinem Mitstreiter Jack Horn in die Arme liefen.
»Da waren Sie also«, empfing Crane uns. Seine Augen verengten sich. »Haben Sie etwas erreicht?«
Ich schaute ihn an. Sollte ich ihm die Wahrheit sagen? Zum Teil. »Ja, der Pfarrer hat uns mitgeteilt, bei wem sich Jerry Peters früher immer aufgehalten hat.«
»Und jetzt meinen Sie, er wäre wiedergekommen?«
»Man darf keine Möglichkeit außer acht lassen, Colonel.«
Er winkte ab. »Shit, auf so etwas gebe ich nichts. Oder was meinst du, Horn?«
Jack hob nur die Schultern, aber in seinen Augen lag ein lauernder Ausdruck, der mir gar nicht gefiel.
Wir jedenfalls ließen die Männer stehen.

***

Elaine Peters schloss die Tür. Sie traute sich nicht mehr weiter, sondern blieb direkt hinter der Schwelle stehen. Ihre Blicke tasteten sich durch die leere Scheune. Sie sah die vier Lampen, die ihren etwas unheimlichen Schein verbreiteten, sie sah die drei Jungen, von denen sie nur ihren Sohn erkannte Und sie sah Tokata!
Da traf sie der Horror!
Diese Gestalt war so grausam und unheimlich, dass sie vor Angst anfing zu zittern. Auch roch sie den Modergeruch, den Tokata ausströmte, diesen widerlichen Verwesungsgestank, und sie konnte nicht begreifen, dass ein Mensch so roch.
Dass sie es hier nicht mit einem Menschen zu tun hatte, darauf kam sie gar nicht.
»Freust du dich nicht, Mutter?« fragte ihr Sohn, und seine Stimme troff vor Spott.
Elaine Peters blinzelte. »Ich… ich habe nicht damit gerechnet, Jerry, dass du…«
Er unterbrach sie mit einem scharfen Laut. »Ha, du hast gedacht, ich würde in der verdammten Anstalt verrecken, wie?«
»Nein, Jerry, so…«
»Halt den Mund, jetzt bin ich dran.« Er ging einen Schritt vor, stand

leicht gebückt da, das düstere Licht warf Schatten über sein Gesicht, und die Augen leuchteten wie die eines Teufels. »Ich weiß genau, was du getan hast. Du wolltest mich loswerden, nur damit du in aller Ruhe mit deinem widerlichen Freund herumhuren kannst. Deshalb hast du auch Vater zum Wrack gemacht, aber dafür präsentiere ich dir jetzt die Rechnung. Dein Freund hat sie schon bekommen. Ich hoffe, du hast gesehen, wie er umkam. So wirst auch du enden!«

Jedes Wort traf die Frau wie ein Hammerschlag. Sie zuckte zusammen und schüttelte verzweifelt den Kopf. »Es war nicht so!« rief sie. »Es war anders, Jerry, bitte…«

»Nein!«

»Doch!« Ihre Stimme kippte fast über, so sehr schrie sie die Antwort. »Es war anders. Dein Vater taugte nichts.«

»Im Bett, wie?« höhnte Jerry.

»Auch so. Du weißt es nicht, du warst viel zu klein. Ich nehme die Schuld nicht auf mich, und du warst auch verdammt komisch, nicht so wie die anderen Kinder.«

»Deshalb die Anstalt.«

»Ja, zum Henker!«

Da zuckte Jerry zusammen. Er stülpte seine Unterlippe vor und saugte zischend die Luft ein. Als er sprach, senkte er seine Stimme. »Jetzt endlich hast du es zugegeben und machst es mir dadurch leichter. Das wollte ich nur. Du bist nicht mehr meine Mutter. Ebenso wenig bin ich dein Sohn. Du bist eine Fremde!«

Die Sätze schleuderte er seiner Mutter entgegen, wobei sich seine eigenen Züge verzerrten und zu einer regelrechten Fratze wurden. Er wollte endlich einen Schlußstrich ziehen und sich auch vielleicht für seine schreckliche Tat motivieren.

Elaine Parker hörte die Worte zwar, ihr fehlte jedoch der Glaube. Das gab es doch nicht, dass ein Sohn seine leibliche Mutter tötete. Sicher, sie hatte von ähnlichen Fällen in Zeitungen gelesen, sie war auch unangenehm berührt gewesen, aber nie hätte sie gedacht, dass ihr so etwas passieren könnte. Dazu noch in Oakville, diesem idyllischen kleinen Ort.

Und doch war es eine grausame Realität.

Sie wollte etwas sagen, aber Worte drangen nicht über ihre Lippen. Sie hätte auch gar nicht die richtigen gefunden, denn das, was hier vorging, war so grauenhaft, dass ihr eigener Verstand sich einfach weigerte, es zu erfassen.

Und die beiden anderen?

Elaine sah sie an, doch die blickten gleichgültig ins Leere. Sie waren am Schicksal der Frau nicht interessiert.

Das Monster erst recht nicht. Wie ein stummer Wächter stand es da und hatte eine Hand auf den Griff des Schwertes gelegt. Von diesem

Mann konnte sie auch kein Erbarmen erwarten.
Sie schaute sich um.
Nein, keine Chance.
»Nun, was denkst du?« fragte Jerry und kicherte dabei. »Hast du Angst, meine Liebe?«
»Ja.«
»Das ist gut, das ist sogar sehr gut.« Jerry nickte. »Auch ich habe früher Angst gehabt, aber um mich hat sich niemand gekümmert. Ich mußte mich verkriechen wenn ich Angst bekam, weil keiner da war oder da sein wollte.« Seine Augen veränderten sich, begannen zu flimmern, und aus den Pupillen wurden Platten.
Elaine Parker spürte den starken Ansturm. Sie hatte das Gefühl, innerlich zu verbrennen und zerrissen zu werden. Sie riss den Mund auf und schnappte verzweifelt nach Luft.
Ihr Sohn lachte.
Es war ein kaltes, gemeines, teuflisches Gelächter, das er ausstieß. Er hatte jetzt die letzten Hemmungen fallenlassen und schaute zu, wie die Frau in die Knie brach.
Doch plötzlich zuckte er zurück. Die Augen nahmen wieder den normalen blassen Farbton an.
Irgendetwas hatte ihn gestört. Seine übersensiblen Sinne hatten dies sofort wahrgenommen. Im Augenblick vergaß er seine Mutter, die auf den Knien lag und dann nach vorn fiel, wobei sie schwer zu Boden stürzte. Sie fand einfach nicht mehr die Kraft, sich zu erheben und hörte die Stimmen wie durch einen Filter.
»Da ist jemand.« Das war ihr Sohn, der da sprach.
»Wo?« Jetzt meldete sich auch Fred Conrad. Er und sein Freund hatten lange Zeit nichts gesagt.
»Ganz in der Nähe«, flüsterte Jerry. »Ich spüre es ganz deutlich. Jemand belauert uns…«
Er duckte sich, kniff die Augen ein wenig zusammen und schlich gebückt durch die große Scheune.
Die anderen ließen ihn in Ruhe. Jerry schnüffelte wie ein Hund. »Es muss irgendwo sein«, flüsterte er. »Verdammt, ich spüre es genau. Da hat uns jemand ein Kuckucksei ins Nest gelegt.« Er blieb stehen und drehte sich ruckartig um. Sein Blick bohrte sich auf die am Boden liegende Frau. »Und sie ist schuld!« schrie er. »Pack sie dir!« Dieser Befehl galt Tokata.
Der Samurai des Satans hatte nichts Eiligeres zu tun, als die Frau hoch zuzerren. Mit einem Griff hatte er sie umklammert und stellte sie auf die Füße.
Jerry kam auf seine Mutter zu. »Was ist das?« fragte er drohend. »Ich weiß, dass du nicht allein gekommen bist. Hast du noch jemand mitgebracht?«

Elaine gab keine Antwort. Sie war gar nicht in der Lage dazu. Die Angst schloss ihren Mund.

»Rede!«

Elaine Parker zuckte zusammen. Auch der Griff um ihren Hals wurde stärker, und sie entschloss sich zu einer Antwort. »Ja, ja, ja!« schrie sie. »Es war einer mit!«

»Wer?«

»Ein Fremder! Er kam zu uns. Er wollte etwas von dir. Er wollte dich auch umbringen!«

»Wie heißt er?«

»Smith, nur Smith. Ich glaube, er ist ein feindlicher Agent!«

Jerry nickte. »Sei froh, dass du geredet hast«, flüsterte er. »Sei nur froh.« Dann wandte er sich wieder an Tokata. »Lass sie los. Ich kümmere mich uni sie. Und du gehst nach nebenan!«

Tokata gehorchte und wandte sich zur Tür. Kurz davor erreichte ihn die Stimme des Jungen.

»Und schlag ihm den Schädel ab, diesem verdammten Hund!« brüllte Jerry.

***

Smith, dieser kaltblütige Agent und Killer, hatte schon viel in seinem Leben gesehen. Ihm war nichts Menschliches fremd. Er war gefoltert worden und hatte selbst gefoltert, aber solch eine Gestalt, wie sie jetzt vor ihm stand, war ihm noch nie unter die Augen gekommen. Das war die absolute Spitze. Dieses Ungeheuer schien einem Alptraum entsprungen zu sein, ein grauenvolles Monster, das seinen Tod wollte.

Daran gab es keinen Zweifel.

Und obwohl der Eindringling nur einen Arm besaß, ahnte Smith, dass er ihm überlegen war.

Mit einer glatten, gedankenschnellen Bewegung zog Tokata das Schwert aus der Scheide.

Unter der Maske drang ein dumpfer Laut hervor, der Smith unangenehm berührte.

Aber auch er wollte nicht aufgeben.

Die Waffe mit dem aufgesetzten Schalldämpfer schien ihm von selbst in die Hand zu springen. Und auch das Sprechfunkgerät, das er in der anderen Tasche stecken hatte.

Den Apparat hielt er in der linken Hand, die Kanone mit den Dum-Dum-Geschossen, auf die er sich hundertprozentig verließ, in der rechten. Per Daumendruck schaltete er das Gerät ein, während sich auf seiner Stirn der Schweiß bildete.

Ohne den Unheimlichen aus den Augen zu lassen, führte er das Sprechgerät an den Mund und flüsterte seinen Hilferuf in die Rillen. Verdammt, der andere musste ihn doch hören.

Und dann schoss er.

Ohne Vorwarnung drückte er ab. Der Schalldämpfer schluckte nicht nur den Knall, sondern auch das Mündungsfeuer, aber die Kugel, die rate aus dem Lauf und hieb Tokata in die Brust.

Normalerweise hätte sie ihn durchlöchern und eine faustgroße Wunde reißen müssen, doch sie blieb in dem Brustpanzer stecken. Es stäubte nur einmal kurz auf, mehr geschah nicht.

Smith hatte Mühe, den Schock zu überwinden. Sein Finger krümmte sich ein zweitesmal.

Wieder traf das Geschoss.

Und abermals geschah nichts.

Dann schlug Tokata zu. Es war ein gedankenschneller, fast wütender Hieb, der Smith auch getroffen hätte, doch der Agent sprang zur Seite, prallte gegen die alte Zinkbadewanne und riss sie mit um. Es schepperte und krachte. Smith spürte einen Schlag am Kopf, verlor das Sprechgerät und wälzte sich weiter.

Immer um die eigene Achse drehend, versuchte er, aus dem Gefahrenbereich zu entkommen. Dabei feuerte er. Er jagte die Kugeln aus dem Lauf, traf Tokata, aber auch die Wände, von denen die Geschosse als Querschläger wegjaulten.

Und eins erwischte Smith.

Der Agent spürte den unglaublich harten Einschlag an der Schulter und den rasenden Schmerz. Plötzlich konnte er seinen linken Arm nicht mehr bewegen, und darauf hatte Tokata gewartet. Er trat zu.

Smith brüllte auf, feurige Kreise drehten sich vor seinen Augen. Der Agent rutschte über den Boden, prallte gegen die Wand und wurde von ihr aufgehalten.

Aber er gab nicht auf. Sein eisernes Training ließ das gar nicht zu. Nur waren seine Bewegungen jetzt schwerfälliger, als er sich herumwälzte, und er sah auch das Blut, das aus seiner Armwunde zu Boden rann.

Schwindel erfasste ihn. Das Walkie-talkie lag unerreichbar für ihn. Die Lampe leuchtete noch, das Gerät blieb weiterhin eingeschaltet.

»In der alten großen Scheune!« keuchte der Mann und hoffte, dass sein Partner es hörte.

»Verdammt, hol mich hier raus!« Er hatte es endlich geschafft, auf die Beine zu kommen und stützte sich mit einer Hand an der Mauer ab. Er dachte dabei an sein Messer, das in einem Schaft an der Wade steckte, aber da kam er, verdammt noch mal; nicht ran. Wütend trat er gegen die alte Zinkbadewanne, die gegen Tokatas Füße wuchtete.

Der Samurai des Satans kümmerte sich nicht darum. Für ihn waren so etwas kleine Fische.

Er wollte den Mann.

Und den bekam er auch.

Ein Schritt nach vorn, eine gedankenschnelle Bewegung mit seinem Schwert, und Smith sah plötzlich den roten Streifen quer über seine Brust laufen, Da wusste er, dass er verloren hatte. Endgültig…

Smith, der knallharte Agent, sackte in die Knie. Er sah nicht mehr, dass Tokata das Schwert noch einmal hob, genau visierte und dann zuschlug.

Der Samurai des Satans erfüllte Jerrys Auftrag.

***

Colonel Ted Crane spie die Krümel aus, die er von seiner Zigarillospitze abgebissen hatte.

Seine Mundwinkel verzogen sich, als er seinen Assistenten anschaute. »Dieser Sinclair passt mir gar nicht, Horn.«

»Mir auch nicht, Sir.«

Beide schauten zum Pfarrhaus hin. »Der entwickelt mir zu viele Aktivitäten und stiehlt uns die Schau. Was mag der Pfarrer ihm wohl unter die Weste gejubelt haben?«

»Keine Ahnung, aber wir können ihn ja fragen.«

Crane warf dem Mann einen knappen Blick zu. »Die Idee ist gut. Sie hätte sogar von mir sein können. Okay, Horn, machen wir uns auf die Socken.«

»Das brauchen wir gar nicht, der Pfarrer kommt schon.« Jack Horn deutete auf den schmalen Plattenweg, der zum Eingang des Pfarrhauses führte.

Earl Cedrick hatte sich einen Mantel über die Schultern geworfen. Den Schritten nach zu urteilen, schien er es eilig zu haben. Als er den Kopf hob und die beiden Männer sah, stutzte er für einen Moment.

Colonel Crane nickte ihm zu. »So eilig, Herr Pfarrer?«

»Entschuldigen Sie, aber ich wüsste nicht, was Sie das angeht, Mister.«

»Da haben Sie recht.« Crane grinste schmal. »Im Prinzip wenigstens, aber wir beide sind die große Ausnahme.« Colonel Crane zeigte seinen Ausweis.

Der Pfarrer schüttelte den Kopf. »Das gibt es doch nicht. Erst Scotland Yard und jetzt der Geheimdienst. Was ist in unserem Ort eigentlich los?«

»Einiges.«

»Und was wollen Sie von mir?«

»Wo sind der Oberinspektor und der Chinese hingegangen?«

»Das hätten Sie die beiden fragen sollen.«

»Klar, aber wir haben es vergessen. Wenn Sie so freundlich wären, Herr Pfarrer…«

»Sehe ich gar nicht ein. Ich weiß nicht, ob ich überhaupt berechtigt bin, Ihnen Auskünfte zu geben. Tut mir leid, meine Herren.«

Ted Crane wurde sauer. Er war es gewohnt, dass die Menschen kuschten und Angst bekamen, wenn er auftauchte, doch der Pfarrer war ein mutiger Bürger und ließ sich nicht so leicht ins Bockshorn jagen. Ihn beeindruckte auch der Ausweis nicht, und die Arroganz der beiden gefiel ihm schon gar nicht.

Das sagte der Geistliche zwar nicht direkt, aber er meinte: »So leid es mir tut, ich muss zu meiner Gemeinde. Man braucht mich. Sie wissen ja selbst, was hier geschehen ist.«

Horns Hand rutschte schon unter die Jacke, doch Crane legte ihm seine Finger auf den Arm. »Nicht.«

Der Geistliche verschwand.

Horn fluchte. »Sind wir eigentlich dumme Jungen?«

Crane erwiderte nichts. Aber die wütende Bewegung, mit der er den Zigarillo auf die Erde schleuderte, sagte genug.

»Vielleicht hätten wir doch mit Sinclair kooperieren sollen«, meinte Horn.

»Ach, Shit.«

Wo die beiden Männer standen, war es ziemlich ruhig. Nur vorn auf der Straße hatten sich die Menschen noch immer nicht beruhigt. Sie redeten aufgeregt durcheinander. Crane stellte sich auf die Zehenspitzen, um den Pfarrer zu suchen, doch der war nirgendwo mehr zu entdecken. Deshalb bekam der Colonel auch nicht mit, dass Jack Horn immer unruhiger wurde und öfter als gewöhnlich auf die Uhr schaute.

Da hörten sie beide das Summen Crane drehte sich langsam. Horn zuckte zusammen und wurde blass. Er biss sich auf die Lippe.

»Hört sich an wie ein Walkie-talkie«, sagte der Colonel.

Horn nickte.

»Und?«

Jack Horn zog das Gerät aus der Tasche. »Es gehört mir«, sagte er und grinste dabei.

»Und wer ruft dich?«

Horns linke Hand hielt das Gerät. Die rechte aber riß blitzschnell den Revolver aus der Halfter: Und ebenso schnell richtete er die Mündung auf den Colonel.

»Was soll das?« Crane war völlig überrascht. »Sind Sie eigentlich verrückt geworden?«

»Nein, Sir, ich bin ganz normal. Sogar verdammt normal. Mein Partner scheint das Objekt gefunden zu haben und gibt mir nun Bescheid.«

»Welches Objekt?« Crane schüttelte den Kopf.

»Sind Sie so dumm oder tun Sie nur so?«

»Wie sprechen Sie überhaupt mit mir, Horn?« Der Colonel war noch immer sehr arrogant.

»Wie man mit Feinden eben spricht!« konterte Jack, und in seinen Augen leuchtete der Hass.

»Feinden?«

»Ja, Colonel Crane. Wir sind Feinde. Denn ich gehöre ins andere Lager. Toll, nicht?«

Jetzt verlor Crane die Fassung. Er lief rot an, das war trotz der Dunkelheit zu sehen. »Ist das wahr?«

»So wahr wie London an der Themse liegt.«

»Oh shit, und ich bin auf dich Ratte reingefallen.«

»Dreh dich um!« Die Stimme des Spions klang plötzlich hart.

»Willst du mich killen?«

»Umdrehen!«

»Sie müssen wissen, was Sie machen«, sagte der Colonel und gehorchte dem Befehl.

»Das weiß ich auch.«

»Und jetzt gehen Sie dahin, wo das Gebüsch neben dem Eingang wächst.«

Crane setzte sich in Bewegung. Er kannte die Regeln, die Hände hielt er erhoben, und er wusste auch, dass er auf Gnade nicht rechnen konnte. Dafür ging es in diesem Spiel um zuviel.

Er hatte das Gebüsch noch nicht erreicht, als Jack Horn handelte. Sein rechter Arm sauste nach unten und mit ihm die Waffe. Der Lauf traf den Nacken des Colonels.

Es war ein wuchtiger Schlag, der den Agenten nach vorn warf und von den Beinen holte.

Er fiel in das dornige Buschwerk hinein, und die Zweige bogen sich unter seinem Gewicht. Einige brachen auch. Still blieb er liegen.

Und Horn hörte die Schreie.

Sie drangen aus dem Sprechgerät. Eine Gänsehaut rann über seinen Rücken. Bilkow, alias Smith, kämpfte um sein Leben, und Horn konnte nichts tun. Er kam zu spät. Er wusste nur, dass Smith in einer Scheune steckte, mehr nicht.

Ein letzter Schrei, dann war es ruhig.

Für Jack Horn war klar, dass Smith nicht mehr lebte. Irgend jemand hatte ihn umgebracht.

Aber der Auftrag bestand weiter. Nun mußte Jack Horn diesen Jerry Peters allein rausholen. Und wer hatte schuld? Crane!

In seinem grenzenlosen Hass schob er alles auf den Colonel. Der sollte büßen.

Plötzlich hielt Horn ein Stilett in der Hand. Frei lag der Rücken des Colonels vor ihm. Die Klinge war lang, scharf und spitz. Sie würde auch vom Rücken her in das Herz des Mannes dringen.

Jack Horn hob den Arm.

Da hörte er die Schritte!

Horn drehte sich um, sah den Schatten eines Mannes und identifizierte ihn als den Pfarrer.
Er kam noch mal zurück.
Horn versteifte sich.
Wenn der Pfarrer jetzt sein Haus betreten wollte, dann musste er förmlich über die Leiche stolpern.
Doch das war nicht der Fall.
Zu Horns Überraschung schaute er sich wie ein Dieb in der Nacht um und huschte dann an der anderen Seite des Hauses entlang, wo er auch verschwand.
Jack dachte nach.
Der Pfarrer wusste, wo sich Sinclair aufhielt und ihm war ebenfalls Jerry Peters' Aufenthaltsort bekannt. Für den Spion war es keine Frage, dass der Pfarrer zu Peters wollte.
Sofort nahm Jack Horn die Verfolgung auf. An seinen Vorgesetzten dachte er nicht mehr.
So hatte der Geistliche unbewusst das Leben des Colonels gerettet.

***

Zweimal verliefen wir uns.
Kein Wunder, denn Oakville war so gebaut worden, wie es den Leuten gerade einfiel. Da führten die Pfade und Wege kreuz und quer, endeten nicht nur einmal auf Höfen oder mündeten geradewegs in Vorgärten. Und dann finden Sie mal im Dunkeln in einem fremden Ort eine angegebene Stelle.
Doch irgendwie packten wir es, und wir waren mächtig stolz darauf.
»Das muss es sein«, wisperte Suko. Er blieb stehen, ging in die Hocke, um sich nicht in voller Größe vor dem Mondlicht abzuzeichnen und deutete nach vorn.
Wir sahen zwei Gebäude.
Einmal das verlassene, leer stehende Bauernhaus und dann die Scheune, die sich daran anschloss.
Sie war ziemlich groß. In der Höhe überragte sie das Bauernhaus, das mit seiner einstöckigen Bauweise ein flaches Dach nur aufwies.
»Wo stecken sie?« murmelte ich, »in der Scheune oder im Haus?«
»Wieso sie?«
Ich schaute Suko an. »Es ist doch nicht nur einer geflohen, sondern drei. Und die hocken bestimmt zusammen.«
»Eine andere Frage, John. Weißt du eigentlich, wie du dich gegen sie schützen willst?«
Da hatte Suko ein Problem angesprochen, über das ich bereits nachgedacht hatte, aber zu keinem Ergebnis gekommen war. Ich wusste es nicht, sondern wollte alles auf mich zukommen lassen.
Die Scheune stand am Dorfrand. Es war ziemlich ruhig. In diese

Gegend kam kein Mensch. Ein großer Vogel rauschte über unseren Köpfen hinweg und verschwand irgendwo in der Dunkelheit.

Ich hatte mich auf die Außenwände der Scheune konzentriert. Meine Blicke suchten nach einem Lichtschein, denn die Scheunenwände waren nie fugenlos dicht. Die nebeneinander stehenden Bretter wiesen genügend Spalten auf, um hindurchschauen zu können.

»Da schimmert was«, sagte Suko. Er hatte von uns beiden die besseren Augen. »Wo?«

»Nicht im Haus, sondern in der Scheune. Die müssen da Licht drin haben.«

»Okay, dann ran.«

Wir pirschten auf das Gebäude zu. Bisher hatten wir während dieses Falls eigentlich nur danebengestanden und andere agieren, sowie reagieren lassen. Aber manchmal läuft es eben so quer, dass man persönlich da wirklich nichts zu kann.

Unkraut und etwas Buschwerk wuchsen zum Glück so hoch, dass wir dahinter Deckung finden konnten. Wir liefen Zickzack und sprangen. So näherten wir uns der Vorderseite der Scheune.

Ich sah ebenfalls, dass in dem Gebäude Licht brannte. Es schimmerte durch die Ritzen.

Ich tauchte hinter einem Busch hoch, hob die Hand und bewegte die Finger.

Für Suko, der einige Schritte weiter entfernt lag, ein Zeichen, dass ich etwas wollte.

Durch Gesten machte ich ihm klar, dass er hocken bleiben und ich bis zur Scheune laufen wollte. Es musste doch was zu sehen sein.

Der Chinese nickte.

Ich zögerte keine Sekunde mehr, sondern startete. Auf Zehenspitzen hüpfte ich förmlich voran. Es sollte schnell und auch lautlos gehen.

Dann stand ich an der Wand.

Sofort legte ich mein Ohr dagegen und horchte.

Da wurde gesprochen. Leider verstand ich nicht, was, aber deutlich vernahm ich eine Frauenstimme.

Die ich bereits einmal gehört hatte. Und zwar hier in Oakville.

In der Scheune befand sich Elaine Peters!

Das war eine Überraschung, wenn auch keine gute, denn vieles hätte mir gepasst, nur nicht diese Frau. Sie stellte eine ideale Geisel dar. Jetzt mußten wir unseren Plan umwerfen.

Ich lief zu meinem Freund zurück. »Was ist los?«

Flüsternd erklärte ich meinem Partner die Lage.

Der Chinese verzog das Gesicht, als hätte er in eine Zitrone gebissen. »Das ist doch wohl nicht wahr!« schimpfte er, aber so, dass nur ich es hörte.

»Doch, die haben 'ne Geisel, wir müssen unseren Plan umwerfen.«

»Und was hast du vor? Sollen wir uns trennen?«

»Genau. Sieh du zu, dass du von der Rückseite her in die Scheune kommst, ich versuche es von vorn und ganz offiziell«

»Wie soll ich das verstehen?«

»Ich spiele hier einen Betrunkenen, der sich nicht abweisen lassen will. Mal sehen, wie unsere Freunde darauf reagieren.«

Suko schaute mich an. »Okay, John, weil ich ein Menschenfreund bin.« Er nickte mir zu und verschwand. Suko konnte sich fast lautlos bewegen. Das gelang mir nie, und ich bewunderte den Chinesen wegen dieser Fähigkeit.

Ich wartete so lange, bis ich sicher sein konnte, dass Suko sein Ziel erreicht hatte und schraubte mich dann wieder in die Höhe. Jetzt wollte ich es probieren.

Doch in diesem verdammten Fall hatte der Teufel persönlich seine Hand im Spiel.

Ich packte es nicht, denn plötzlich hörte ich Stimmen. Und was die sagten, das war ungeheuer interessant. Ich machte mich sehr klein und lauschte.

Schritte knirschten über dem Boden. Sie klangen dort auf, wo auch Suko und ich hergekommen waren.

Abermals identifizierte ich eine Stimme.

Jack Horn!

Verdammt, was wollte der Agent des Secret. Service denn hier? Die Frage beantwortete ich mir selbst. Horn schien irgendwie die Spur gefunden zu haben.

War der zweite dann Colonel Crane?

Nein, der Pfarrer, denn deutlich vernahm ich, wie Horn sagte: »Gehen Sie schneller, Pfaffe, ich will hier nicht anwachsen.«

»Sie werden Ihre Tat noch bereuen. Verlassen Sie sich darauf.«

Horn lachte nur blechern.

Mir wurde plötzlich flau im Magen. Ich brauchte kein großer Rätselkünstler zu sein, um zu wissen, dass der Pfarrer nicht freiwillig mitging. Er würde sich nie von selbst in solch eine Gefahr begeben. Da musste der andere schon sehr gute Argumente besitzen. Und die bestanden sicherlich aus einer Waffe.

Das konnte heiter werden.

Ich duckte mich noch tiefer, schielte nach rechts und erkannte bereits die Schatten der beiden Männer.

Der Pfarrer hielt die Hände tatsächlich halb erhoben. Etwa zwei Schritte hinter ihm ging Horn. Beide Gesichter leuchteten wie helle Flecken.

Ich zog die Beretta.

Jetzt passierten sie mich.

Niemand schaute dorthin, wo ich hockte, obwohl sie mich hätten

sehen können, denn der Busch verdeckte meinen Körper nicht vollständig.

»Los, gehen Sie auf die Tür zu!« befahl Horn.

Der Pfarrer schwenkte nach rechts. Er steuerte sein Ziel direkt an.

Jetzt wandten mir beide den Rücken zu.

Ich erhob mich.

Eine Sekunde zögerte ich noch, dann sprang ich vorwärts.

***

Mein Plan war einfach.

Ansprechen konnte ich Horn nicht, denn er bedrohte einen Geistlichen. Zudem war er abgebrüht, dass er sicherlich geschossen hätte, wenn ich ihn bedrohte. Ich hätte also nur eine Patt-Situation herbeigeführt, was keinem von uns half Deshalb mein anderer Plan, der ebenfalls nicht risikolos war.

Doch Horn war gewitzt. Er hörte, dass sich hinter seinem Rücken etwas tat und warf sich gedankenschnell zur Seite. Die nächsten Sekunden wurden höllisch, denn Horn reagierte wie ein Teufel. Er schaute gar nicht nach, wer da hinter ihm war, sondern schoss, kaum dass er den Boden berührt hatte.

Ich hörte die Abschüsse kaum, der Schalldämpfer schluckte die Geräusche, aber wie dicht das Blei an meinem Kopf vorbeifuhr, merkte ich an dem Luftzug.

Zum Glück befand sich Horn in Bewegung, er konnte sie auch nicht so schnell stoppen und dadurch war ihm auch kein normales Zielen möglich. Die zweite Kugel verfehlte mich ebenfalls, weil ich meinen Körper sofort zusammengezogen hatte.

Dann war ich am Ball.

Einen Schuss wollte ich auf keinen Fall riskieren. Er hätte nur die Gegend rebellisch gemacht. Ich wollte und musste Jack Horn lautlos auschalten.

Mit beiden Beinen voran sprang ich Jack Horn an und traf mit den Füßen seinen Rücken.

Es war ein harter, wuchtiger Stoß, und Jack Horn stöhnte auf. Er versuchte zu treten, doch mein Hieb mit der Beretta vereitelte die Vorsätze.

Der Lauf knallte ihm gegen den Kopf. Horn keuchte. Er war unheimlich zäh im Nehmen.

Auf dem Boden liegend wollte er noch den Arm herumschwenken und die Waffenmündung auf mich richten, doch mein zweiter Hieb vereitelte dieses Vorhaben.

Horns Blick wurde starr. Er selbst dachte nicht mehr daran, mich zu attackieren.

Bewusstlos brach er zusammen.

Ich richtete mich auf und entwaffnete den Mann. Dabei schaute ich den Pfarrer an, der unseren Kampf stumm und mit weit geöffneten Augen verfolgt hatte.

»Alles klar?«

Der Geistliche nickte.

Ich ging auf ihn zu und zog ihn ein Stück zur Seite. »Wie ist das überhaupt alles passiert?«

Er hob die Schultern und berichtete im Flüsterton. »Ehrlich gesagt, Mr. Sinclair, ich habe Ihnen nicht so recht getraut. Ich wollte einfach nicht zurückbleiben, lief zum Pfarrhaus zurück, und dann hat er mich überrascht. Der Kerl bedrohte mich mit einer Waffe und befahl mir, mich zu Jerry Peters zu bringen.«

»Das haben wir ja jetzt vereitelt.«

»Aber welchen Grund hatte er?«

Ich hob die Schultern. »Tut mir leid, den weiß ich auch nicht. Ich wundere mich nur, dass sein Vorgesetzter, Colonel Crane, nicht mitgekommen ist, denn diese Aktion sieht mir zu sehr nach einem Alleingang aus. Da ist Crane eigentlich nicht der Typ, der so etwas zulassen würde.«

Der Pfarrer nickte.

Ich schaute mich um. Mein Plan blieb noch immer bestehen, aber den Geistlichen wollte ich auf keinen Fall mit hineinziehen. Das wurde zu gefährlich.

Damit war Earl Cedrick gar nicht einverstanden. »Nein, Mr. Sinclair, ich will mit. Ich kenne Jerry Peters von klein auf. Ich kann ihn vielleicht überreden, nichts…«

»Er hat sich verändert.«

»Trotzdem.« Stur schüttelte der Geistliche den Kopf.

Was blieb mir anderes übrig, als zuzustimmen?

Der Pfarrer lächelte. »So verstehen wir uns schon viel besser, Oberinspektor. Und wie hatten Sie sich die Sache vorgestellt?«

Ich berichtete zähneknirschend.

»Das ist gut.« Earl Cedrick nickte. »Dann wollen wir uns beeilen, denn Sie sagten ja, dass auch Mrs. Peters sich in der Scheune befindet.« Der Geistliche reckte sich und schritt auf die Tür der Scheune zu.

Ich hoffte nur, dass alles gut gehen würde.

***

Suko ahnte von diesen Vorgängen nichts. Er hatte sich von der anderen Seite her der Scheune genähert, Fund zwar so, dass er auch das Bauernhaus dabei umrundete.

Auf halbem Wege stutzte er.

Geräusche drangen aus dem Haus.

Suko blieb stehen und überlegte. Er wollte zwar irgendwie an der Rückseite in die Scheune eindringen, doch dass ihm jetzt diese unbestimmten Geräusche im Haupthaus aufgefallen waren, warf seinen Plan wieder um.

Da tat sich etwas.

Und Suko entschloss sich innerhalb von Sekunden. Er wollte nachschauen. Sein Vorhaben wurde durch die offene Hintertür erleichtert. Dort war also schon vor ihm jemand in das Haus eingedrungen. Der Chinese war gespannt darauf zu erfahren, wer dieser Unbekannte gewesen war. Peters oder einer seiner Mitausbrecher?

Suko zog die Tür noch ein winziges Stück auf, denn durch den Spalt passte er nicht.

Sie knarrte in den Angeln.

Der Chinese schluckte. Wenn ihn bis jetzt nichts verraten hatte, dann sicherlich dieses Geräusch.

Vorsichtig ging er weiter.

Es war düster. Suko konnte kaum etwas erkennen. Er roch den Staub, den Dreck und das Blut.

Jawohl, Blut.

Der Chinese hatte Erfahrung genug. Er kannte den typischen Geruch. Hier mußte etwas Schreckliches passiert sein. Der Tod hatte erbarmungslos zugeschlagen.

Aber wer war der Tod?

Jerry Peters? Befand er sich hier, dann war John Sinclair auf dem völlig falschen Dampfer.

Umrisse konnte der Chinese erkennen. Allerlei Gerümpel umgab ihn. In der Küche oder dem Wohnraum befand er sich nicht. Er bewegte sich vorsichtig nach links und blieb stehen.

Die Konturen eines auf dem Boden liegenden Körpers malten sich ab. Lag dort der Tote?

Suko wollte es genau wissen. Er holte seine Minileuchte hervor, ging in die Knie und ließ den Strahl kurz aufzucken.

Die winzige Zeitspanne reichte ihm, um zu erkennen, dass dem Mann nicht mehr zu helfen war.

Er identifizierte ihn.

Es war Smith. Er besaß keinen Kopf mehr! Jemand hatte ihn abgeschlagen.

Dafür kam nach Sukos Meinung eigentlich nur einer in Frage. Der immer noch frei herumlaufende Tokata. Und wenn der Samurai es tatsächlich gewesen war, dann hatte er sich bestimmt mit Peters und den anderen verbündet.

Das war Sukos Gedankengang, und damit lag er sicherlich nicht falsch.

Jetzt war ihm auch der Grund der Geräusche klar. Tokata musste sich noch irgendwo im Haus befinden.

Blitzschnell kam Sulo hoch und drehte sich um. Seine Augen hatten sich inzwischen so an die Düsternis gewöhnt, dass er die Umrisse einer zweiten Tür sah.

Vielmehr erkannte er das offene Rechteck.

Und dort stand jemand.

Tokata!

***

Ich drängte den Pfarrer zurück, hob meine linke Hand in der rechten hielt ich die Beretta und klopfte.

Es war vielmehr ein starkes gegen die Tür schlagen, das dumpfe Echos hervorrief.

Und eine Reaktion.

Denn die Stimmen im Innern der Scheune verstummten.

Ich drehte mich halb und winkte dem Pfarrer. Als er näherkam, wisperte ich: »Sie geben Antwort.«

Er nickte.

Dann die Stimme. Sie klang schrill, aufgeregt, überdreht. »Wer ist da?«

»Das ist Jerry«, flüsterte der Geistliche. Dann erwiderte er laut und deutlich: »Ich bin es. Pfarrer Cedrick. Du erinnerst dich doch, Jerry? Ich muss mit dir reden!«

Schweigen.

Der Pfarrer schaute mich an. Verzweiflung las ich in seinem Blick. Er wollte schon zur Klinke greifen, doch ich hielt ihn zurück.

»Der Pfaffe?!« brüllte plötzlich Jerry Peters. So laut, dass wir beide erschraken. »Was willst du denn hier?«

»Mit dir reden.« Während der Geistliche das sagte, holte ich mein Kreuz hervor. Earl Cedrick bekam einen starren Blick, als er das Kruzifix anschaute. Instinktiv musste er spüren, wie wertvoll es war.

»Verschwinde!« schrie Jerry. »Ich will dich nicht sehen, oder bist du lebensmüde?«

»Nein, Jerry; bitte…«

Da hörten wir den Schrei. Er war in großer Angst geboren, und wir vernahmen auch eine sich überschlagende Frauenstimme. »Kommen Sie, Herr Pfarrer, bitte kommen Sie!«

Elaine Peters hatte gerufen. Also lebte sie noch, doch niemand von uns wusste, wie lange.

Ich zögerte nicht mehr, umfasste die Klinke und riss die große Scheunentür auf.

Das Bild erfasste ich in einer Sekunde.

Vier, brennende Kerzen verbreiteten das Licht. Auf dem Boden lag

die Frau. Neben ihr stand Jerry Peters, breitbeinig und mit abgespreizten Armen. Wirr hing ihm das Haar in die Stirn, die Augen hatten sich verändert. Es waren keine normalen Menschenaugen mehr. So leuchtete Platten, die irgend jemand anstelle der Pupillen eingesetzt zu haben schien.

Im Hintergrund, der dem Eingang gegenüberliegenden Wand, hielten sich zwei andere junge Leute auf. Peters mit ausgebrochene Kollegen. Sie schienen sich ziemlich unwohl zu fühlen, griffen aber nicht ein, um die Frau zu retten.

Der Pfarrer drehte durch. Ich hätte besser auf ihn achten müssen, doch als er mich zur Seite stieß und sich dabei an mir vorbeidrängte, war es zu spät.

Er lief auf Jerry und die Frau zu.

»Bleib stehen!« kreischte der Junge.

»Nein, im Namen des Herrn!«

»Zurück!« brüllte ich.

Dieser Junge war nicht mehr zu bremsen. Er würde durchdrehen, das war klar. Der Pfarrer hatte den rechten Arm erhoben, die Hand zur Faust geballt, eine Drohgebärde, die auch Jerry sah.

Er lachte auf.

Und nun sah ich zum ersten Mal seine Kräfte. Er demonstrierte mir die Macht. Der Pfarrer, der neben der Frau in die Knie gehen wollte, hatte noch nicht richtig den Boden berührt, als ihn eine gewaltige Kraft packte und hoch schleuderte.

Wie eine Puppe wirbelte er durch die Scheune. Er schrie auf und krachte gegen die Wand, die unter dem Anprall erzitterte. Hart fiel er zu Boden, aber Jerry Peters, dieser Wahnsinnige, hatte noch nicht genug. Er trieb sein grausames Spiel weiter.

Plötzlich drehte sich der Pfarrer auf dem Bauch liegend mehrmals um die eigene Achse.

Sein Körper geriet in einen furiosen Wirbel. Er schlug mit Armen und Beinen um sich, schrie und hämmerte mit seinen Füssen ein rasendes Stakkato auf den Boden.

»Hör auf!« schrie ich und rannte los, nachdem ich meine erste Überraschung hinter mir hatte.

Jerry Peters stoppte tatsächlich.

Er drehte sich um, kümmerte sich nicht mehr um den Pfarrer, der stöhnend liegengeblieben war, und schaute mich an.

»Wer bist du?« keuchte er.

Ich gab keine Antwort, sondern hielt das Kreuz hoch, doch es reagierte nicht auf seine Killergedanken. Neben mir kroch Elaine Parker schluchzend aus der Gefahrenzone. Sie näherte sich dem Pfarrer, der stöhnend am Boden lag.

In der rechten Hand hielt ich meine Beretta. Den Arm streckte ich

jetzt aus und zielte auf Jerry Peters. Die anderen beiden Ausbrecher blieben an der Wand hocken und griffen nicht ein. Starr schauten sie an mir vorbei.

»Ich will, dass du mitkommst«, sagte ich. »Man wartet auf dich. Es ist besser, Jerry.«

Mit einer abgehackt wirkenden Bewegung schleuderte er sich die Haare aus der Stirn.

»Wer bist du, dass du es wagst, so mit mir zu sprechen?« flüsterte er. »Wie kannst du es nur wagen?«

»Bitte…«

»Neinnn!« Diese Antwort war eine Mischung aus Schreien und Knurren.

Und seine Augen veränderten sich. Die Pupillen schienen zu wachsen. Vielleicht täuschte mich auch der Eindruck, weil sie so silbrig schimmerten.

Er stand unter »Strom«.

»Zwinge mich nicht, zu schießen!« sagte ich hart. »Komm freiwillig mit, es ist besser…«

Da reagierte er.

Ich spürte den Anprall seiner Kraft. Zum Glück nicht am gesamten Körper, sondern nur am rechten Arm. Er wurde in die Höhe gerissen, eine glutheiße Schmerzwelle raste durch meine rechte Hand und öffnete mir die Finger.

Die Beretta fiel zu Boden.

Jerry Peters lachte gellend.

Und dann begann er mit mir sein teuflisches Spiel.

***

Abermals standen sich die beiden gegenüber!

Suko wurde an die Szene im Wald erinnert, wo er ebenfalls auf Tokata getroffen war. Das lag gerade einen Tag zurück, aber dem Chinesen kam es vor, als wären Wochen dazwischen. Soviel war bereits geschehen.

Im Wald hatte er Ausweichmöglichkeiten besessen, hier nicht. Hier befand er sich praktisch in einem kleinen Gefängnis, denn eine andere Bezeichnung verdiente die Waschküche nicht.

Mit der Beretta konnte der Chinese nichts gegen dieses untote Monster ausrichten, ebenfalls nichts mit der Dämonenpeitsche. Er hatte nur eine Chance, um fünf Sekunden Zeit zu gewinnen.

Suko mußte den Stab einsetzen.

Mit den Augen war die Bewegung kaum zu verfolgen, so schnell riss Suko den Stab hervor.

Da schlug Tokata auch schon zu.

Im gleichen Augenblick brüllte Suko das bewußte Wort, das es

ermöglichte, die Zeit anzuhalten.
»Topar!«
Tokata erstarrte. In der Luft blieb die gefährliche Schwertklinge stehen, und der Chinese hatte nun Zeit genug, um sich etwas einfallen zu lassen.
Das tat er auch.
Er hätte Tokata gern ins endgültige Aus befördert, aber töten durfte er seinen Gegner nicht, wenn dieser wehrlos war. Dann hätte der Stab seine Kraft verloren.
Suko hatte einen anderen Plan.
Er wollte Tokata das Schwert rauben.
Der Chinese packte den Arm des Monster, hängte sich an ihn und versuchte, die Totenklauen des Monsters aufzubiegen.
Das war kaum möglich, und Suko mußte seine gesamte Kraft einsetzen. Schaffte er es?
Da war die Zeit vorbei.
Tokata bewegte sich wieder.
Doch Suko hatte die Finger des Samurais etwas aufgebogen. Der Griff befand sich nicht mehr so fest in Tokatas Hand, und er rutschte ihm durch.
Das in der Hölle geschmiedete Schwert klirrte zu Boden.
Tokata war überrascht, denn die Bewegung, die er vor seiner Erstarrung hatte durchführen wollen, die brachte er nun zu Ende. Aber ohne Waffe. Seine Faust rasierte an Sukos Schulter vorbei.
Selten in seinem Leben war der Chinese so rasch zu Boden gehechtet. Und das nicht ohne Grund.
Dort lag das Schwert.
Suko bekam die Klinge auch zu fassen und wollte die Waffe an sich reißen, doch dagegen hatte Tokata einiges. Er bewies, dass er nicht nur mit dem Schwert umgehen konnte, sondern sich auch mit der Hand und dem Fuß verteidigte. Der Fußtritt traf Sukos Arm mit elementarer Wucht.
Ein anderer als der Chinese wäre fertig gewesen, zumindest hätte er die Klinge losgelassen, aber Suko überstand auch dies, und er hielt das Schwert fest. Allerdings gelang es ihm nicht, die Waffe zu führen, um seinem Gegner den tödlichen Streich zu versetzen. Tokatas Tritt hatte seinen Arm buchstäblich gelähmt.
Suko rollte sich um die eigene Achse. Er wollte aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich verschwinden, doch ein erneuter Tritt warf ihn auf den Rücken.
Und dann packte Tokata zu. Er riss Sukos Arm hoch und entwand ihm die Waffe.
Sofort zuckte er damit zurück und ging in Kampfstellung.
Im gleichen Moment rollte Suko gegen die Zinkbadewanne, die noch

in der Waschküche lag.
Eine Idee zuckte durch den Kopf des Chinesen. Er wuchtete die Wanne hoch und schleuderte sie Tokata entgegen, der eine wütende Bewegung machte, die Wanne mit seiner Waffe aufspießte und in zwei Hälften teilte.
Eine Hälfte fiel zu Boden, die andere jedoch rutschte gegen ihn, und Suko bekam Zeit, zu verschwinden.
Er wuchtete sich vom Boden hoch und rannte aus dem Raum. In der Waschküche hatte er keine Chance.
Tokata blieb zurück. Suko hörte sein Brüllen, drehte sich um, und dann wurden seine Augen groß.
Plötzlich begannen die Mauern des alten Gebäudes zu wanken. Sie schwankten hin und her, Risse erschienen, und im nächsten Augenblick krachte der gesamte Bau wie ein Kartenhaus ineinander.
Was war geschehen?
Suko konnte es sich nur so erklären, dass dieser Jerry Peters seine Kräfte nicht mehr unter Kontrolle bekam und anfing zu wüten. Der Chinese machte sich Sorgen um seinen Freund, er wollte auch zur Scheune hin überlaufen und eingreifen, doch seine Aufmerksamkeit wurde abgelenkt.
Wie Schatten waren sie da!
Vier von Asmodinas Todesengeln. Sie kamen buchstäblich aus dem Nichts, doch sie hatten sich nicht Suko als Ziel ausgesucht, sondern das zerfallene Gebäude, über dem eine gewaltige Staubwolke wallt und wie ein riesiger Pilz aussah.
Die Todesengel holten Tokata!
Sie zogen den Samurai des Satans aus den Trümmern und flogen mit ihm davon.
Suko sah ihnen so lange nach, bis der Nachthimmel sie verschluckt hatte.
Er fluchte.
Asmodina hatte dafür gesorgt, dass Dr. Tod kein weiteres Mitglied der Mordliga verlor.
Sie war und blieb fast vollständig.
Doch das war im Augenblick zweitrangig. Für Suko zählte allein, wie es John Sinclair ging.
Da bestand verdammt Anlass zur Sorge.

***

Ich erlebte eine Hölle.
Mir rinnt heute noch ein Schauer über den Rücken, wenn ich darüber nachdenke.
Zuerst wurden mir die Beine buchstäblich unter dem Körper weggerissen. Ich rechnete damit, aufs Gesicht zu fallen, doch die Kraft

des Jungen hielt mich in der Waagerechten.

In der Luft blieb ich stehen, wie die schwebende Jungfrau im Zirkus. Ich konnte Jerry in die Augen schauen, und sah auch sein wildes, verzerrtes Gesicht.

Dann schickte er mich auf die Reise.

Als hätte mir jemand von hinten einen Anstoß gegeben, so flog ich vor und raste mit dem Kopf zuerst auf die Wand zu.

Im Bruchteil einer Sekunde wurde mir klar, in welch einer Gefahr ich schwebte. Die Holzwand würde mir den Schädel zerschmettern. In einer verzweifelten Bewegung riss ich beide Arme nach vorn und schützte meinen Kopf.

Dann erfolgte der Aufprall.

Er war nicht so hart, wie ich ihn mir vorgestellt hatte, weil die Geschwindigkeit kurz vor dem Aufprall doch abgebremst wurde. Trotzdem schüttelte es mich durch.

Das Holz knirschte, der Schlag, der trotz Deckung meinen Kopf traf, war noch hart genug, so dass Sterne vor meinen Augen aufblitzen, und als ich aus dieser Höhe mit vollem Gewicht zu Boden knallte, da glaubte ich, mein Schädel würde zerspringen.

Jerry Peters war noch nicht fertig. Er wollte mich langsam und auf teuflische Art und Weise umbringen.

Wieder wirbelte ich vom Boden hoch. Dabei drehte ich mich um die eigene Achse, verlor Horns Revolver, der irgendwo hinsegelte, und die unheimliche Kraft des Jungen peitschte mich der Scheunendecke entgegen.

Ich krachte gegen die Balken. Sie waren dick. Zwischen ihnen und der eigentlichen Decke befand sich auch noch ein Zwischenraum, so dass es mir gelang, meine Hände um einen Balken zu klammern.

Eisern hielt ich fest.

Ich keuchte, japste, mein Körper schmerzte. Ich hing an dem Balken geklammert, während unter mir. Jerry Peters stand, den Kopf in den Nacken gelegt und die Hände in die Hüften gestemmt hatte und zu mir hoch schaute, wobei ein kaltes Grinsen seine Lippen kerbte und die Pupillen immer noch wie Silber ausgegossen wirkten.

»Spring doch!« höhnte er. »Los, spring!«

Ich hielt mich fest. Der Schweiß rann in wahren Sturzbächen über mein Gesicht.

»Du willst nicht?« keifte der Junge. »Warte, dann werde ich es dir zeigen!«

Wieder schickte er seine mörderischen Gedanken auf die Reise. Er wirkte jetzt wie entfesselt, und ich spürte, wie meine Finger langsam in die Höhe gebogen wurden.

Mit der rechten Hand fing es an. Immer weiter. Verzweifelt versuchte ich, mich festzuhalten, doch die andere Kraft war stärker. Ich kam

nicht gegen sie an. Die rechte Hand rutschte.

Dann die linke.

Ich fiel…

Unbewusst stieß ich einen Schrei aus. Heil würde ich unten nicht landen, sondern mir die Beine bestimmt brechen. Aber wiederum hatte sich Jerry Peters etwas anderes ausgedacht.

Kurz bevor ich zu Boden prallte, trieb er meinen Körper wieder hoch und in einer Dreh- und Torkelbewegung wurde ich gegen die Wand geschleudert, wo ich mit dem Gesicht zuerst vorprallte und zu Boden fiel.

Diesmal war die Höhe nicht groß. Ich überstand auch diesen Fall. Doch mehr tot als lebendig. Ich konnte gar nicht nach halten, welche Stelle mir überhaupt schmerzte. Mein gesamter Körper bestand aus einem einzigen gnadenlosen Schmerzwirbel, und an die Prellungen wollte ich erst gar nicht denken.

Groggy, K.o. und wie ein Häufchen Elend lag ich auf dem Boden der Scheune. Es gelang mir nicht mehr, von allein aufzustehen, meine Glieder schienen auseinandergerissen zu sein.

Und Jerry kam näher.

Schritt für Schritt ging er auf mich zu. Kalt lächelnd, in seinen Augen das silberne Leuchten.

Er würde mich vernichten.

Endgültig…

Ich sah ihn nur verschwommen, weil mir Tränen über das Gesicht liefen, dabei biss ich die Zähne zusammen, suchte Energiereste und schaffte es doch nicht.

Einen Schritt vor mir blieb er stehen. Langsam senkte er den Kopf. »Und jetzt mache ich ein Ende!« keuchte er. »Weißt du wie? Du wirst vor den Augen dieser Zeugen hier zerplatzen!«

Nein, er bluffte nicht. Ich wusste auch, dass er die Kraft dazu besaß. Dieser Jerry Peters war ein grausamer Tyrann und durch eine verdammte Gesellschaft erst dazu gemacht worden.

Das war das schlimme.

»Jetzt!« schrie er.

Und da peitschten die Schüsse.

Ich hörte die Detonationen. Einmal, zweimal, dreimal.

Jerry Peters zuckte zusammen, als die Geschosse seinen Rücken trafen. Er riss die Arme hoch, sein Gesicht weitete sich vor Entsetzen, die Augen wurden kugelrund, das Flimmern verschwand, dafür sickerte Blut aus seiner Kleidung.

Dann brach er zusammen.

Quer fiel er über meine Beine. Ich sah seinen Rücken und auch das, was die abgefeilten Kugeln daraus gemacht hatten.

Denn geschossen hatte Jack Horn. Er war wieder aus seiner

Bewusstlosigkeit erwacht, hatte seine Waffe gesehen und sie an sich gerissen. Horn war mein Lebensretter.

Doch er dachte gar nicht daran, mich am Leben zu lassen. Er kam näher, hielt die Waffe im Anschlag, hatte den Kolben dabei mit beiden Händen umfasst, blieb stehen und schwankte dabei von links nach rechts.

Er starrte mich an. »Ich lege dich um!« keuchte er. »Verdammt, ich lege dich um, Sinclair. Keiner soll Zeuge sein, keiner!«

Das letzte Wort ging in einem mörderischen Krachen unter. Die Scheune bebte, die Wände wackelten, und der angebliche Tote richtete noch einmal seinen Oberkörper auf, um dann endgültig zurückzufallen. In einem letzten Kraftakt hatte Jerry Peters noch einmal all seine Kräfte mobilisiert, sie aber nicht mehr richten können, so dass das Nebengebäude eingestürzt war.

Jack Horn gab nicht auf. Er schwenkte den schweren Revolver wieder herum.

Da griffen die beiden anderen ein.

Fred Conrad und Rhen Golling fügten ihre noch unterentwickelten Kräfte zusammen und konzentrierten sich. Plötzlich platzte der schwere Revolver in den Händen des Spions auseinander, und die Splitter wirbelten nach allen Seiten weg.

Horn brüllte, riss die Arme hoch und sah das Blut, das an seinen Fingern herab lief.

Dann brach er zusammen.

Ich erkannte eine weitere Gestalt.

Suko hetzte in die Scheune. Ich wollte den Arm heben, schaffte es aber nicht mehr, denn die Bewusstlosigkeit griff nach mir und zog mich in den tiefen Schacht.

***

Im Krankenhaus wachte ich auf.

An meinem Bett saß Suko. Er grinste, als ich die Augen aufschlug.

Es war inzwischen viel geschehen. Die beiden anderen Gedankenmörder befanden sich wieder in Gewahrsam. Sie waren anstandslos zurückgegangen und würden unter Aufsicht bleiben. Suko berichtete mir auch von Tokata.

Geheimdienstkreise schalteten sich ein. Auch Sir James Powell. Es durfte wirklich nichts an die Öffentlichkeit gelangen, die Gefahr einer Panik war einfach zu groß. Denn wer wollte schon genau sagen, wie viele dieser Gedankenmörder noch herumliefen?

Ich dachte auch nicht darüber nach, der Pfarrer schwieg ohnehin, und Elaine Peters zog in eine andere Stadt.

Doch die Opfer, die dieser verdammte Fall gekostet hatte, die holte keiner mehr ins Leben zurück.

Und das war schlimm…

ENDE